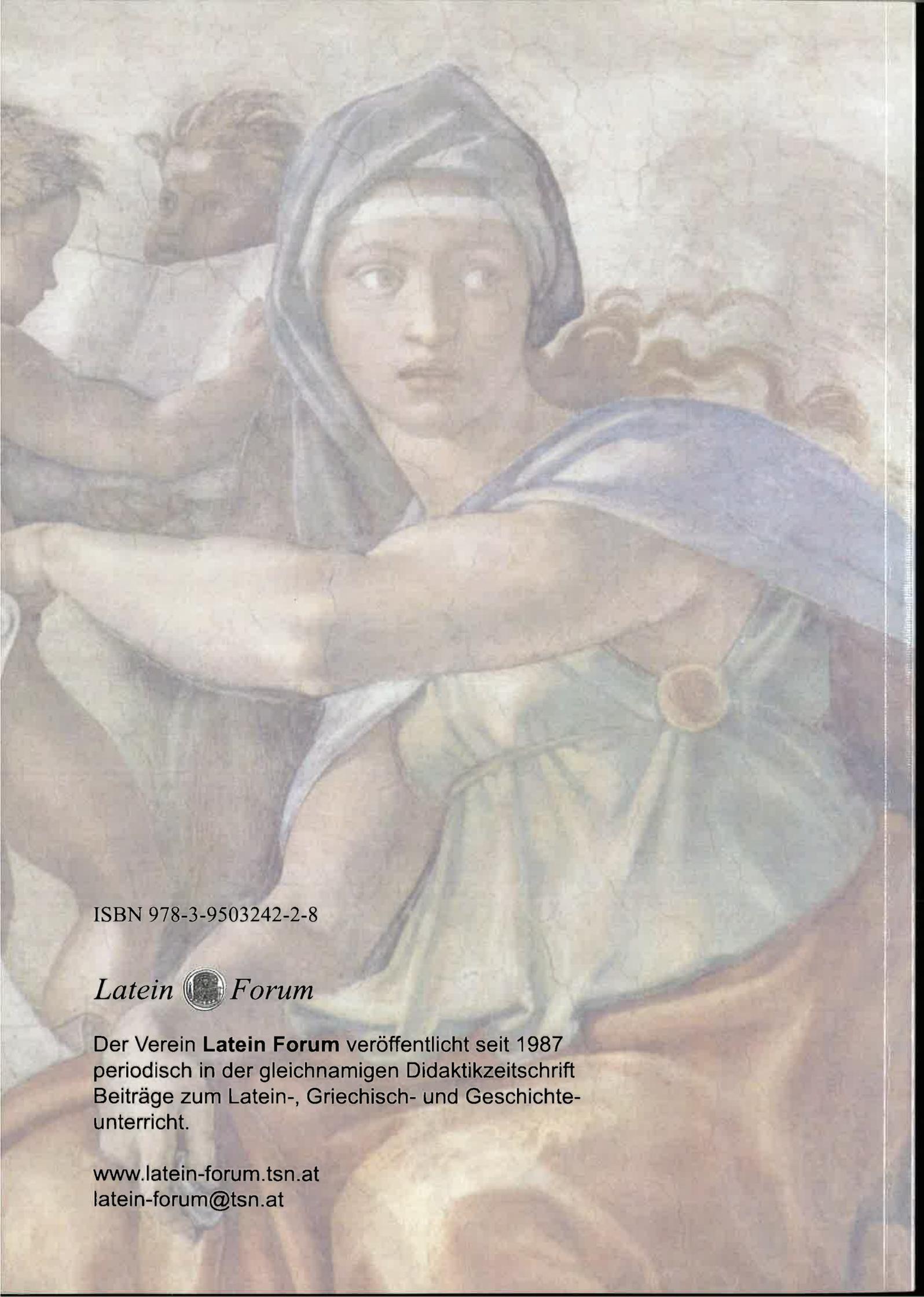


# Latein Forum

Heft 76 / 2012

Neue schriftliche Reifeprüfung  
Bundesolympiade Latein/Griechisch  
mens sana in corpore sano  
Ludwig Boltzmann Institut  
Stichwort: „Cyber-War“  
Imperialismus  
Geschichte von Innsbruck  
Hexameter und Pentameter  
Somnium Scipionis  
Latein Forum Bibliothek





ISBN 978-3-9503242-2-8

*Latein*  *Forum*

Der Verein **Latein Forum** veröffentlicht seit 1987 periodisch in der gleichnamigen Didaktikzeitschrift Beiträge zum Latein-, Griechisch- und Geschichtsunterricht.

[www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)  
[latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at)

**Herausforderungen der neuen schriftlichen Reifeprüfung –  
Tipps für eine zielführende Vorbereitung**..... 1–14  
(Hermann Niedermayr / Anna Pinter, Innsbruck)

**abkratzen, täglich ein bisschen mehr  
Festrede anlässlich der Bundesolympiade für Latein und Griechisch** ..... 15–20  
(Christoph W. Bauer, Innsbruck)

**mens sana in corpore sano – eine lateinische Sentenz und ihre kuriose Karriere**..... 21–25  
(Martin Korenjak, Innsbruck)

**Frischer Wind aus der Frühen Neuzeit:  
Das Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien**..... 26–33  
(Florian Schaffenrath / Stefan Tilg, Innsbruck)

**Stichwort: „Cyber-War“** ..... 34–35  
(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)

**Formen des Imperialismus gestern und heute.  
Antike als Modell und Gegenbild – ein Essay** ..... 36–48  
(Friedrich Maier, München-Puchheim)

**„... ut ... forum nostrum trans pontem poneremus“  
Urkundliches zur Frühgeschichte von Innsbruck** ..... 49–59  
(Christoph Haidacher, Innsbruck)

**Ein „Kochrezept“ zur metrischen Analyse von Hexameter und Pentameter** ..... 60–61  
(Gottfried Siehs, Innsbruck)

**Somnium Scipionis – ein fächerübergreifendes Projekt**..... 62–63  
(Gottfried Siehs, Innsbruck)

**Latein Forum Bibliothek** ..... 64–89  
(Hermann Niedermayr / Anna Pinter / reinhard senfter, Innsbruck)

Titelbild:  
Sixtinische Kapelle: Die Delphische Sibylle  
(Quelle: Wikimedia / The Yorck Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei)

ISBN 978-3-9503242-2-8

Impressum:

Latein Forum (gegründet 1987), Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,  
c/o Institut für Klassische Philologie der Universität Innsbruck, Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck

Die Zeitschrift Latein Forum wird in Innsbruck seit 1987 von einem LehrerInnen-Team herausgegeben. Sie stellt praxisorientierte Unterrichtsideen und -materialien zur Diskussion und versammelt wissenschaftliche Beiträge auf dem Gebiet der Didaktik der Alten Sprachen.

Kontaktadresse: [latin-forum@tsn.at](mailto:latin-forum@tsn.at), [www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)

Redaktionsteam: Christine Leichter, Harald Pittl, Michael Sporer, Reinhard Senfter, Otto Tost

Bankverbindung: Hypo Tirol Bank (BLZ 57000), Kto. Nr. 210 080 477, IBAN AT22 5700 0002 1008 0477, BIC HYPTAT22

## Herausforderungen der neuen schriftlichen Reifeprüfung – Tipps für eine zielführende Vorbereitung

Hermann Niedermayr & Anna Pinter

Das Projekt „Standardisierte kompetenzorientierte Reifeprüfung aus Latein und Griechisch“ (SKRP) nähert sich seinem Abschluss: Ende August 2012 werden die Ergebnisse der Arbeitsgruppen, die seit 2007 an der Entwicklung der neuen schriftlichen Reifeprüfung aus Latein und Griechisch arbeiten<sup>1</sup>, offiziell an das Bundesinstitut für Bildungsforschung, Innovation und Entwicklung des österreichischen Schulwesens (Bifie) übergeben. Ab dem Schuljahr 2013/14 bzw. 2014/15 werden die Prüfungsaufgaben zentral gestellt. Die Lehrpersonen müssen zwar nicht mehr selbst die schriftlichen Maturaaufgaben konzipieren; die Verantwortung, die Schülerinnen und Schüler bestmöglich auf die Reifeprüfung vorzubereiten, bleibt jedoch bestehen und ist womöglich sogar größer geworden.

Das Konzept der SKRP wurde nicht nur in mehreren Artikeln und Dokumenten<sup>2</sup> vorgestellt, sondern auch in zahlreichen Fortbildungsveranstaltungen, die in den vergangenen Jahren in allen Bundesländern stattgefunden haben, von Mitgliedern der Arbeitsgruppe im Kreis von Fachkolleginnen und -kollegen präsentiert und diskutiert. Aus diesen Veranstaltungen und aus der Arbeit an der Aufgabenentwicklung, insbesondere aus den Feldtestungen, haben sich einige Punkte herauskristallisiert, die das Erstellen von Schularbeiten erleichtern können und für eine sinnvolle Vorbereitung auf die neue RP besonders relevant zu sein scheinen. Im Folgenden versuchen wir, diese Punkte aufzugreifen, wesentliche Begriffe aus dem Umfeld der RP zu klären und mögliche Missverständnisse aus dem Weg zu räumen.

Sämtliche Beispiele stammen aus den beiden kürzlich feldgetesteten Aufgabenbeispielen (Aufgabenstellungen A und B), die im Anhang des Berichts zur dritten Feldtestung<sup>3</sup> und in überarbeiteter Form als eigene Dokumente<sup>4</sup> auf der Bifie-Homepage veröffentlicht sind.

### DER ÜBERSETZUNGSTEIL

Grundsätzlich kann der Übersetzungsteil (ÜT) aus einem oder mehreren **Übersetzungstext**/en bestehen (insgesamt 120–140 W. in der Latein-Langform und Griechisch; 110–130 W. in der Latein-Kurzform<sup>5</sup>). Bei der dritten Feldtestung setzte sich ÜT A aus zwei Texten zusammen, die beide den Charakter Alexander des Großen darstellen; dabei wurde mittelalterliche Dichtung (Walter von Châtillon) mit antiker Prosa (Valerius Maximus) kombiniert. Manche Schüler kritisierten in ihren Rückmeldungen die damit verbundene Anstrengung, sich auf insgesamt drei verschiedene Texte und Autoren (zwei Übersetzungstexte und einen Interpretationstext) einstellen zu müssen. In der Praxis werden daher künftig nur in Aus-

<sup>1</sup> Zur Zusammensetzung der zwei Arbeitsgruppen SKRP I und SKRP II vgl. <https://www.bifie.at/node/79> (Stand: 06.02.2012).

<sup>2</sup> Insbesondere zu nennen sind die „Rechtsgrundlagen und Leitlinien zur kompetenzorientierten Leistungsfeststellung und Leistungsbeurteilung in den klassischen Sprachen Latein und Griechisch“, Stand Juni 2011, (<https://www.bifie.at/node/529>, Stand: 06.02.2012).

<sup>3</sup> <https://www.bifie.at/node/1583> (Stand: 15.02.2012).

<sup>4</sup> <https://www.bifie.at/node/1584> (Stand: 15.02.2012).

<sup>5</sup> vgl. Rechtsgrundlagen und Leitlinien 2011, S. 36.

nahmefällen (z.B. Epigramme Martials, Fragmente der Vorsokratiker) zwei oder mehrere Texte zugrunde gelegt.

Große Bedeutung kommt der **Einleitung** zu. Diese kann bei Schularbeiten zwar nach wie vor relativ knapp gehalten sein, da die Inhalte den Schülerinnen und Schülern aus dem vorangehenden Unterricht bekannt sein sollten. Bei der Reifeprüfung ist es allerdings notwendig, den textpragmatischen Hintergrund in der Einleitung ausreichend zu klären. Für die Schülerinnen und Schüler ist es daher besonders wichtig, dieses Informationsangebot als Hilfe für die Übersetzungsarbeit zu nutzen. Inhaltliche Details sind in den **Sachangaben** unter dem Text angeführt. Auf diese wird im Text mit hochgestellten Kleinbuchstaben verwiesen. Vokabelangaben und Konstruktionshilfen stehen rechts neben dem Text. Hier kommen gelegentlich **Sonderzeichen** zum Einsatz, z. B. die spitzen Klammern, um Ergänzungen kenntlich zu machen. Die dritte Feldtestung hat gezeigt, dass manche Schülerinnen und Schüler Angaben wie *videbat <ministras> dubitare* nicht richtig deuten konnten. Daher ist es notwendig, die formalen Vorgaben der Reifeprüfung bereits bei Schularbeiten umzusetzen.

### Ziel der Übersetzung

Um einen mutter- oder fremdsprachlichen Text zu verstehen, muss er zunächst dekodiert werden. Aus den erhaltenen Informationen können unterschiedliche Verarbeitungsformen des Textes resultieren. Der Text kann z.B. zusammengefasst, kommentiert, kreativ fortgeführt oder, wie im Latein- und Griechischunterricht traditionell üblich, übersetzt werden. Übersetzen ist also *eine* Form der Rekodierung, die bestimmte Charakteristika aufweist und vom Übersetzer verlangt, Kontraste zwischen Ausgangs- und Zielsprache zu überbrücken: Die Wortstellung des Ausgangssprachlichen Textes muss oft verändert werden, beim Übersetzen aus dem Lateinischen sind Artikel hinzuzufügen, Phrasen (z.B. *Quomodo nunc tua res sese habet?* ÜT B) sind den Gewohnheiten der Zielsprache anzupassen, das angemessene Tempus ist zu wählen, usw. Kuhlmann fasst prägnant zusammen: „Die Fähigkeit zu einer angemessenen und zielsprachenorientierten Übersetzung ist eine echte sprachliche Kompetenz.“<sup>6</sup>

Laut KM (S. 1) ist das Ziel der Übersetzung „nicht primär die formale Übereinstimmung zwischen Ausgangs- und Zielsprache, sondern die Produktion eines in Inhalt, Sinn und Funktion äquivalenten Textes, der die Textnormen der Zielsprache berücksichtigt.“

Die hier ausgesprochene Präferenz für zielsprachenorientiertes Übersetzen bedeutet nicht, wie oft fälschlich angenommen, dass die Schülerinnen und Schüler sich darum bemühen müssen, möglichst „frei“<sup>7</sup> zu formulieren und sich sprachlich weit vom Ausgangstext zu entfernen. Nach dem Anfertigen einer ersten, vielleicht sprachlich-formal äquivalenten Rohübersetzung ist es aber nötig, in einem zweiten Schritt „undeutsche“ Formulierungen zu überarbeiten und in ein stilistisch angemessenes Deutsch zu übertragen, so z.B. „Also wann beginnt das Zeitalter, das die Buben aus der väterlichen Gewalt entlässt, der Makedone legte sich als guter Bürger die Waffen an“ (*Ergo ubi aetas advenit, quae ferulae pueros emancipat, Macedo civiliter induit arma* ÜT A) oder „durch die Ansporne der Liebe“ (*laudum stimulis* ÜT A). Eine gute Formulierung im Deutschen, die den Inhalt des Ausgangstextes (AT) korrekt wiedergibt, sich aber sprachlich vom AT entfernt, ist in jedem Fall einer holprigen, aber den

<sup>6</sup> Kuhlmann 2009, S. 97.

<sup>7</sup> Thies 2003, S. 54-58.

AT abbildenden Übersetzung vorzuziehen. Ein Beispiel hierzu bietet Fuhrmann<sup>8</sup>, der zu einem Satz aus Caesars *Bellum Gallicum* (1,7,1) sechs verschiedene Übersetzungsvarianten anbietet, in denen er das Spektrum von der Interlinearversion, über eine stark am Original orientierte Übersetzung (a) bis hin zu einer zielsprachenorientierten Version (b) aufzeigt:

*Caesari cum id nuntiatum esset eos per provinciam nostram iter facere conari, maturat ab urbe proficisci ...*

- a) „Cäsar, als ihm gemeldet worden war, daß sie durch unsere Provinz den Weg zu machen versuchen, eilt von der Stadt aufzubrechen ...“
- b) „Als Cäsar die Nachricht erhielt, die Helvetier versuchten, durch unsere Provinz zu ziehen, da reiste er eilends aus Rom ab.“

Die Deskriptoren der Beurteilungsdimension „Qualität in der Zielsprache“<sup>9</sup> definieren genauer, was unter der Berücksichtigung der zielsprachlichen Textnormen zu verstehen ist: „Bei der Formulierung der Übersetzung werden die Normen der Zielsprache, vor allem in den Bereichen Wortstellung, Textkohärenz und Idiomatik, eingehalten, sodass ein gut verständlicher Text entsteht.“ Konkret bedeutet das, dass in der endgültigen Übersetzung u.a. die folgenden Mängel keinesfalls auftreten sollten:

- Satzbrüche (Anakoluthe), vgl. *Quia videlicet multa superflua et luxuriosa mulierum ornamenta, quibus Graecia uti solet, sed eatenus in Germanie Francieque provinciis erant incognita, huc primo detuli.* (ÜT B) „Weil ja offenbar viel überflüssiger und luxuriöser Schmuck der Frauen, mit welchem Griechenland jedenfalls pflegt, aber bis jetzt waren sie in den Provinzen Deutschlands und Frankreichs unbekannt gewesen, hierher trug ich zuerst herab.“
- fehlerhafte Referenz: Bei der dritten Feldtestung haben zahlreiche Schülerinnen und Schüler am Textbeginn (ÜT B) zwar korrekterweise Theophanu und die *virgo Christiana* als Frauen identifiziert. In der Folge wurde aber ohne ersichtlichen Grund ein männlicher Gesprächsteilnehmer eingeführt.
- Übernahme Ausgangssprachlicher Kollokationen, z.B. *Quomodo nunc tua res sese habet?* (ÜT B) „Wie hat sich deine Sache nun?“

### Auswahl von Checkpoints

Durch die Auswahl bestimmter Checkpoints lässt sich die Schwierigkeit des gesamten Übersetzungsteils maßgeblich beeinflussen. Auch die Gewichtung einzelner Passagen ist durch das Setzen von Checkpoints regulierbar: Die korrekte Übersetzung einer Sinneinheit wird auf jeden Fall mit einem Punkt belohnt; wenn in der betreffenden Passage zusätzlich Checkpoints gesetzt wurden, ist sie dementsprechend mehr Punkte wert. Idealerweise sind die Checkpoints über den gesamten Text möglichst gleichmäßig verteilt. Dadurch soll vermieden werden, dass die Auslassung eines bestimmten, mit mehreren Checkpoints versehenen Abschnittes unproportional stark geahndet wird.

Als **Lexik**-Checkpoints eignen sich in besonderem Maße polyseme und homonyme Wörter, bei denen die Schülerinnen und Schüler nachweisen müssen, dass sie die im Kontext richtige

<sup>8</sup> Fuhrmann 1995, S. 188–191.

<sup>9</sup> Rechtsgrundlagen und Leitlinien 2011, S. 52.

Bedeutung eines Wortes erschließen und mit dem Lexikon umgehen können. Um diese Fähigkeit des richtigen Nachschlagens zu fördern, ist es ratsam, auch bei Schularbeiten nicht alle den Schülerinnen und Schülern unbekanntes Wörter anzugeben.

Bei den **Morphologie**-Checkpoints ist darauf zu achten, dass die Beurteilung nicht in Widerspruch zur Übersetzungsdefinition laut KM (s.o.) steht: Wenn der Inhalt getroffen ist, aber die morphologischen Kategorien, die man gerne überprüft hätte, aufgrund einer etwas freieren Wiedergabe in der Übersetzung nicht abgebildet sind, ist der Punkt für den entsprechenden Checkpoint unbedingt zu geben.<sup>10</sup> Schließlich noch ein Hinweis zu den **Syntax**-Checkpoints: Erfahrungsgemäß verkürzt sich die Arbeit des Checkpoints-Setzens, wenn man mit der Syntax beginnt. Hierbei werden nämlich in der Regel mehrere Wörter umfassende Einheiten abgedeckt, was den Auswahlbereich der restlichen Checkpoints – geht man davon aus, dass ein Wort nach Möglichkeit nicht doppelt besetzt sein soll – einschränkt.

Zwischen den Kategorien „Lexik“, „Morphologie“ und „Syntax“ gibt es Grauzonen: So ist die Frage nach der Wortart teils im Bereich der Morphologie anzusiedeln (Wortbildung), teils in der Lexik (z.B. *fastidio* „Ekel“ nicht „ich empfinde Ekel“, ÜT A). Formen von Pronomina werden bei der Reifeprüfung nicht unter der Rubrik „Lexik“, sondern unter „Morphologie“ überprüft. Die Nominalform, die einen bestimmten Kasus ausdrückt, ist ein morphologisches Phänomen, die Kasusfunktion hingegen ein syntaktisches. Wird z.B. auf *pectore* (ÜT A) ein Morphologie-Checkpoint gesetzt, so müssen auch Übersetzungen wie „durch das Herz“ gelten; wird das Wort hingegen als syntaktisches Phänomen untersucht, muss die richtige Funktion durch Übersetzungen wie „hinsichtlich des Mutes“ oder auch „mit dem Herzen“ ausgedrückt sein. Die Bedeutung von Konjunktionen (z.B. *dum* ÜT B) kann der Lexik (Bedeutung „als“, nicht die aus dem Elementarunterricht bekannte Hauptbedeutung „während“), ihre Funktion aber der Syntax (temporal-punktuell; nicht: temporal-durativ) zugeordnet werden. Bei der Reifeprüfung dienen Konjunktionen stets als Syntax-Checkpoints; auch Kasusfunktionen werden unter „Syntax“ überprüft.

## ÜBERLEGUNGEN ZUM INTERPRETATIONSTEIL

Der neue Interpretationsteil (IT) setzt sich aus einem oder mehreren Interpretationstext/en und einer vorgegebenen Anzahl<sup>11</sup> von Arbeitsaufgaben zusammen, die auf „die sprachliche und inhaltliche Analyse und Interpretation“<sup>12</sup> des Textes / der Texte abzielen.

Aufgrund der Neuheit und der Vielfalt der möglichen Fragestellungen und Aufgabenformate hat gerade der IT zu Beginn des Entwicklungsprozesses der neuen Reifeprüfungsaufgaben große Beachtung gefunden und auch verschiedene Befürchtungen und Unsicherheiten geweckt. Auf der einen Seite stand die Angst vor einem Niveauverlust angesichts von „anspruchlosen“ Aufgabenstellungen (wie z.B. die Fremd- und Lehnwortaufgabe oder das Formulieren von Überschriften); auf der anderen Seite befürchtete man, die neuen Aufgaben seien kaum bewältigbar, was einen Rückgang in der Zahl der Latein- und Griechischmaturantinnen und -maturanten zur Folge hätte.

In den vergangenen Monaten und Jahren sind einige Schwierigkeiten und Unklarheiten im Zusammenhang mit dem IT aufgetreten, die im Folgenden besprochen werden sollen.

<sup>10</sup> vgl. Freinbichler / Glatz / Schaffenrath 2012, S. 11f.

<sup>11</sup> Rechtsgrundlagen und Leitlinien 2011, S. 36.

<sup>12</sup> Kompetenzmodell Latein, S. 1 (<https://www.bifie.at/node/771>, Stand: 06.02.2012).

## Texterschließung im Interpretationsteil

Anders als beim ÜT, besteht das Ziel des IT nicht darin, eine Übersetzung nach vorgegebenen Äquivalenzkriterien zu produzieren, sondern den Text nach bestimmten Fragestellungen sprachlich und inhaltlich zu analysieren, zu kommentieren und den Inhalt eigenständig weiterzuverarbeiten. Die Aufgaben sind jeweils einem der Kompetenzbereiche „Sammeln und Auflisten“, „Gliedern und Strukturieren“, „Zusammenfassen und Paraphrasieren“, „Gegenüberstellen und Vergleichen“, „Kommentieren und Stellung nehmen“, „Belegen und Nachweisen“ (nur Latein-Langform) sowie „Kreatives Auseinandersetzen und Gestalten“ zuzuordnen.<sup>13</sup> Die Fragen selbst sind als Anleitung zur Texterschließung aufzufassen: Ihnen folgend nähert sich der Schüler / die Schülerin schrittweise aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven dem Textsinn. So sollen z.B. Fragen zu auffälligen sprachlichen Signalen (Sachfelder, Antonyme, Synonyme, Konnektoren, Stilmittel, etc.) eine erste Gliederung oder inhaltliche Einordnung des Textes ermöglichen.

Die standardisierte Anleitung zum IT der SKRP lautet: „Der folgende Interpretationstext ist Grundlage für die Lösung der zehn Arbeitsaufgaben. Lesen Sie zuerst sorgfältig die Aufgabenstellungen und lösen Sie diese dann auf der Basis des Interpretationstextes!“ Es wird also vorgeschlagen, den Text von der jeweiligen Arbeitsaufgabe her zu betrachten und zu bearbeiten. Je nach Fragestellung ist für die Lösung ein mehr oder weniger tiefgehendes Textverständnis vorausgesetzt. Zu Beginn des IT stehen folglich Aufgaben, bei denen der Text lediglich das sprachliche Material liefert, oder solche, die nur eine oberflächliche Analyse des Textes voraussetzen. Die daran anschließenden Aufgaben verlangen hingegen eine detaillierte inhaltliche Analyse von Textteilen oder des Gesamttextes.

Generell hat die dritte Feldtestung gezeigt, dass die – noch nicht gezielt vorbereiteten – Schülerinnen und Schüler zwei unterschiedliche Herangehensweisen versucht haben<sup>14</sup>:

### 1. Texterschließung ausgehend von den Arbeitsaufgaben:

Die Arbeitsaufgaben wurden zunächst durchgeschaut und anschließend der Reihe nach gelöst, wobei je nach Bedarf Teile des IT sprachlich und inhaltlich erschlossen wurden. Zum Teil wurde die vorgegebene Reihenfolge auch nicht eingehalten; gefühlsmäßig einfachere Aufgaben wurden vorgezogen.

### 2. Übersetzung des Interpretationstextes als Grundlage zur Lösung der Aufgaben:

Der Interpretationstext wurde zunächst vollständig oder zumindest in großen Teilen übersetzt und die Arbeitsaufgaben anschließend der Reihe nach oder ohne Berücksichtigung der Reihenfolge gelöst. Nicht immer wurde in diesem zweiten Fall eine vollständige schriftliche Übersetzung angefertigt; z.T. wurden lediglich die Bedeutungen von (zahlreichen) Vokabeln herausgeschrieben.

Insgesamt entschied sich weitaus die Mehrheit für den ersten Weg. Zwischen den Ergebnissen der beiden Gruppen lassen sich keine signifikanten Unterschiede feststellen; in beiden

<sup>13</sup> Einige jüngst erschienene Lehrbücher orientieren sich in der Aufgabenstellung bereits an den Kompetenzmodellen, darunter v.a. Oswald / Bauer / Lamot / Müller 2011 und Grobauer / Gschwandtner / Widhalm-Kupferschmidt 2011.

<sup>14</sup> Genauere Informationen finden sich im Bericht zur dritten Feldtestung unter <https://www.bifie.at/node/1583>, S. 19f.

Fällen konnten einige Schülerinnen und Schüler die maximale Punktezahl erreichen, aber auch im unteren Punktebereich finden sich Vertreter beider Gruppen.

Der sowohl von Lehrer- als auch von Schülerseite häufig erhobene Einwand, man *müsse* den Interpretationstext zuerst *übersetzen*, um die Aufgaben richtig lösen zu können, ist nicht berechtigt; der Interpretationstext muss jedoch natürlich, wie auch der Übersetzungstext, erschlossen werden. Ein „intuitives Sprachverstehen“ wird wohl nur bei sehr guten Schülerinnen und Schülern vorhanden sein; in der Regel ist es notwendig, den Text bewusst zu dekodieren, also unbekannte Vokabeln nachzuschlagen, morphologische Formen zu bestimmen oder Satzstrukturen zu analysieren.<sup>15</sup>

Den Schülerinnen und Schülern sollen daher unbedingt verschiedene Erschließungsmethoden zur Verfügung stehen<sup>16</sup>, um mit unterschiedlichen Gattungen (Dichtung und Prosa), Autoren und Epochen umgehen und damit ein gutes Ergebnis erzielen zu können. Werner Meincke warnt in seinen „Handreichungen zur Satz- und Texterschließung im Lateinunterricht“ vor einem „Methodenmonismus [...], der die formale und inhaltliche Eigenart der Texte und die unterschiedlichen Erschließungsfähigkeiten der Schüler zu wenig berücksichtigt.“<sup>17</sup>

Strukturierungsmethoden, die im Vorfeld der Übersetzung angewandt werden können, wie z.B. kolometrische Verfahren<sup>18</sup>, sind für die Erschließung des IT genauso sinnvoll. Für schwierige Strukturen, die von der gewohnten Wortstellung des Deutschen abweichen, bietet sich wohl die Konstruktionsmethode an. Andere Textabschnitte sind vielleicht rasch durch natürliches Lesen<sup>19</sup>, durch die Dreischritt- oder Pendelmethode erschließbar.

Getestet wird im Interpretationsteil jedoch nicht die Methodenkompetenz – diese ist nur Mittel zum Zweck; daher steht es den Schülerinnen und Schülern frei, welche Methode sie letztlich wählen, um zum Ziel zu gelangen. Der zeitliche Rahmen bei der Reifeprüfung erlaubt hier einen sehr großen Handlungsspielraum.

### Erstellung des Interpretationsteils

Am Beginn der Erstellung des IT steht, wie auch im ÜT, die **Auswahl** eines geeigneten Interpretationstextes. Bei Schularbeiten ist dieser Text inhaltlich dem gerade behandelten Modul zuzuordnen. Er kann auch vom selben Autor stammen, wie der Übersetzungstext. Bei der SKRP wird hingegen darauf geachtet, dass Übersetzungs- und Interpretationstext thematisch und gattungsbezogen voneinander abweichen. Texte, die möglichst viele der folgenden Kriterien erfüllen, eignen sich besonders gut als Grundlage für die Interpretationsaufgaben:

- Sie sind inhaltlich abgeschlossen.
- Sie sind für die Schüler inhaltlich leicht erschließbar (geringe Informationsdichte, einfacher Handlungsstrang, logischer Aufbau).
- Sie sind inhaltlich nicht zu voraussetzungsreich (vertraute Inhalte, geläufige Konzepte).
- Sie sind in sprachlich-stilistischer Hinsicht ergiebig.
- Sie ermöglichen intertextuelle Bezüge zu anderen Texten, die als Vergleichstexte dienen können.

<sup>15</sup> vgl. Kuhlmann 2009, S. 97.

<sup>16</sup> vgl. Kuhlmann 2009, S. 100-111.

<sup>17</sup> Meincke 1993, S. 69.

<sup>18</sup> vgl. Kuhlmann 2009, S. 100.

<sup>19</sup> Zur Entwicklung von Lesekompetenz im Lateinunterricht s. Leitich 2010.

Je nach Dauer der Schularbeit muss eine bestimmte Anzahl von **Arbeitsaufgaben** zum Interpretationstext erstellt werden. Diese Aufgaben sollen den bei der Reifeprüfung verwendeten Formaten entsprechen; das Verhältnis zwischen offenen und geschlossenen (bzw. halboffenen) Aufgaben soll in etwa 1/3 zu 2/3 betragen. Wenn also zehn Arbeitsaufgaben vorgesehen sind, sollen etwa sechs bis sieben den geschlossenen Formaten (z.B. Multiple-Choice-Aufgaben) oder halboffenen Aufgaben (z.B. Sätze ergänzen, auflisten) zuzuordnen sein, während die verbleibenden als offene Schreibaufgaben zu gestalten sind. Diese Verteilung bezieht sich ausschließlich auf die Anzahl der Aufgabenformate, nicht aber auf die zu vergebenen Punkte. In der Praxis gibt es daher häufig gleich viele Punkte für die Summe aller offenen wie für die Gesamtheit aller geschlossenen Aufgaben.

Die **Anordnung** der Aufgaben sollte sich, wie bereits erwähnt, an deren Schwierigkeit orientieren: Für den Einstieg bieten sich Aufgaben an, die nur eine oberflächliche, auf die sprachliche Ebene beschränkte Analyse des Textes verlangen (z.B. Fremd- und Lehnwortaufgabe, Wortbildungsaufgabe, Wortfelder, Sachfelder, Satzgliederung), gefolgt von Aufgaben, die auf Details abzielen (z.B. Richtig-falsch-Aufgaben, Sätze ergänzen, Übersetzungsvarianten) und schließlich Aufgaben, die ein Verständnis des gesamten Textes voraussetzen (z.B. Zusammenfassen, Paraphrasieren, Kommentieren). Verhältnismäßig aufwendig zu erstellen sind in der Regel Multiple-Choice-Aufgaben, da die Formulierung von Distraktoren u.U. sehr viel Kreativität erfordert, aber auch aufgrund der Gefahr, durch ungeeignete Distraktoren die Aufgabe unbrauchbar zu machen.

Eine teilweise inhaltliche Überschneidung zwischen den einzelnen Fragestellungen lässt sich bei acht oder mehr Arbeitsaufgaben kaum noch vermeiden. Gerade beim Zusammenfassen oder Paraphrasieren können oder müssen die Schülerinnen und Schüler wohl immer bestimmte Elemente aus vorhergehenden Aufgaben wiederaufgreifen. Es ist aber darauf zu achten, dass die Aufgaben weitestgehend unabhängig voneinander gelöst werden können, also die Lösung einer Aufgabe nicht unbedingt von der richtigen Lösung einer anderen abhängt. Ein typischer Fehler, der sich leicht vermeiden lässt, ist die Formulierung von einander ausschließenden Aussagen bei Richtig-falsch-Aufgaben (z.B. A „Der König lässt den Mann laufen.“ und B „Der König lässt den Mann hinrichten.“); hier wird ein Schüler / eine Schülerin durch Ausschlussverfahren automatisch beide Punkte richtig oder beide falsch lösen, wobei er / sie in letzterem Fall 0 Punkte bekäme.

Die **Gewichtung** der einzelnen Aufgaben erfolgt durch Zuordnung von Punktwerten. Dies geschieht bei Schularbeiten nach Ermessen der Lehrperson, soll aber mit zunehmender Aufgabenzahl der Handhabung bei der Reifeprüfung angepasst werden.<sup>20</sup> Damit eine einzelne Aufgabe nicht zu stark gewichtet ist, wurde in der Arbeitsgruppe SKRP II beschlossen, eine maximale Punktezahl vorzugeben. Diese beträgt ab acht Arbeitsaufgaben vier Punkte; werden weniger als acht Aufgaben gestellt, liegt sie bei sechs Punkten. Dadurch kann eine Aufgabe, die mit der Maximalpunktezahl ausgestattet ist, höchstens 1/4 (bei weniger als acht Arbeitsaufgaben) oder 1/6 (bei acht oder mehr Arbeitsaufgaben) der Gesamtpunktezahl von 24 ausmachen. Durch die Zuweisung einer bestimmten Punktezahl zu einer Aufgabe ist die Schwierigkeit des gesamten IT beeinflussbar: Werden leichte Aufgaben mit hohen Punktwerten versehen, sinkt die Schwierigkeit des IT, werden komplexe Aufgaben mit hohen Punktwerten versehen, steigt die Schwierigkeit, und die Schere zwischen den Ergebnissen guter und schwacher Schülerinnen und Schüler wird sich weiter öffnen. Besonders bei Richtig-

<sup>20</sup> vgl. hierzu die „Bausteine zum Erstellen von Schularbeiten“, in: <https://www.bifie.at/node/1387> (Stand: 06.02.2012), S. 1.

falsch-Aufgaben ist es ratsam, sich an die Modalität der Punktevergabe laut den „Bausteinen“ zu halten, da so der Ratefaktor minimiert werden kann. Auch für die bei Schularbeiten zulässige Modulfrage, die in die vorgeschriebene Aufgabenzahl einzurechnen ist, sollten höchstens sechs bzw. vier Punkte vergeben werden.

### Terminologie im neuen IT

Eines der momentan größten Probleme im IT ist die Unvertrautheit mit den verwendeten Termini. Damit die Schülerinnen und Schüler im „Ernstfall“ nicht am fehlenden Begriffsrepertoire scheitern, wie es bei den Feldtestungen aus Latein und Griechisch z.T. der Fall war, müssen die in den Musteraufgaben auf der Bifie-Homepage verwendeten und in den Kompetenzmodellen angeführten Begriffe im Unterricht eingeführt werden. Darunter fallen der Ausdruck „Textzitat“, die in den KM verwendeten Bezeichnungen von Stilmitteln, aber auch Begriffe wie „Wortfeld“, „Sachfeld“, „Wortfamilie“, „Präfix“ und „Suffix“.

### Textzitat

Wann immer bei der Reifeprüfung gefordert wird, Begriffe aus dem Interpretationstext aufzulisten, Aussagen mit Zitaten aus dem Interpretationstext zu belegen oder z.B. vorgegebenen Stellen aus einem Vergleichstext parallele Stellen aus dem Interpretationstext zuzuordnen, kommt der Begriff „Textzitat“ ins Spiel. Die Schülerinnen und Schüler sollen in diesem Fall keine Grundformen angeben, sondern die gesuchten Begriffe / Textteile exakt in der Form übernehmen und aufschreiben, wie sie im Interpretationstext zu finden sind.

### Stilmittel

Die Erfahrungen der Feldtestungen, aber auch die voneinander abweichende Praxis der I-tem-Writer haben gezeigt, dass den in den Kompetenzmodellen aufgelisteten Stilmitteln teilweise unterschiedliche Definitionen zugrunde gelegt werden. Dies war bisher kein Problem, weil die jeweilige Lehrperson für ihre Lerngruppe den Geltungsbereich der stilistischen Termini verbindlich festgelegt hatte. Die schriftliche SKRP sollte hier zu einer stärkeren Vereinheitlichung führen: In den Schlüsseln zu den RP-Arbeitsaufgaben werden bei Stilmittelaufgaben die eigentlich erwarteten Textzitate ohne besondere Kennzeichnung angeführt, während die nur bei großzügiger Auslegung der Stilmitteldefinition akzeptablen Belege in Klammer stehen.

Das grundlegende Kriterium, um von einem rhetorischen oder poetischen Stilmittel sprechen zu können, liegt im bewussten Abweichen von der üblichen, spontanen Ausdrucksweise. Quintilian fasst dieses Grundprinzip in folgende Regel: *id [...] accipi schema oportebit, quod sit a simplicibus atque in promptu posito dicendi modo poetice vel oratorie mutatum* (inst. 9, 1, 13).

Demnach dürfte von einem **Hyperbaton** (als Stilmittel) nur dann gesprochen werden, wenn die im Lateinischen / Griechischen übliche Wortstellung vom Autor intentional verändert wird. Dies drückt auch Lausbergs Definition aus: „Das *hyperbaton* (...) ist die Trennung zweier syntaktisch eng zusammengehörender Wörter durch die Zwischenschaltung (...) eines nicht unmittelbar an diese Stelle gehörenden (ein- oder mehrwortigen) Satzgliedes.“<sup>21</sup> Genauso

<sup>21</sup> Lausberg 1976, S. 108 (§ 331).

trifft folgende Begriffsklärung zu: „Das Hyperbaton (Sperrung) bezeichnet eine Satzstellung, bei der zwei syntaktisch zusammenhängende Wörter gezielt durch einen Einschub getrennt werden.“<sup>22</sup> Demnach ist, um das Problem an einem Beispiel zu illustrieren, das Hyperbaton am Ende des IT A (*voce utuntur acutissima*) als Stilmittel aufzufassen, weil hier das eingeschobene Prädikat „gewaltsam“ das Substantiv und das mit ihm übereingestimmte Adjektiv trennt. Anders verhält es sich bei folgendem Wortblock, der durch eine doppelte partizipiale Klammer gekennzeichnet ist: *duces nostri splendore lunae diluculum mentientis decepti* (IT A). Derartige Klammersätze (*duces... decepti* bzw. *lunae... mentientis*) repräsentieren die übliche lateinische Wortstellung; von einem Stilmittel kann eigentlich keine Rede sein. Da man aber Sperrungen dieses Typs als „grammatische Hyperbata“<sup>23</sup> bezeichnet, werden sie trotzdem im Schlüssel als zutreffende Antworten (allerdings in Klammer!) angeführt.

Ob man die Wiederholung desselben Vokals am Anfang aufeinander folgender Wörter als **Alliteration** bezeichnen kann, wird in der rhetorischen Stilistik durchaus kontrovers diskutiert. Lausberg nimmt zu dieser Frage wie folgt Stellung: Der Begriff wird „meist auf die (konsonantische und die mit einem Konsonanten beginnende silbische) Wortanfangs-Alliteration, die dem germanischen Stabreim entspricht, eingeschränkt und andererseits (ausgehend von der silbischen Alliteration) manchmal auch auf den vokalischen Wortanlaut ausgedehnt“.<sup>24</sup> Engere Begriffsdefinitionen beschränken den Geltungsbereich des Stilmittels auf denselben Anfangskonsonanten.<sup>25</sup> Die Lösungsschlüssel zu den Aufgaben der SKRP lassen auch Belege mit vokalischem Anlaut gelten.

Auch hinsichtlich der Frage, wann eine **Anapher** vorliegt, scheint es keine völlig einheitliche Meinung zu geben. Jedenfalls ausgeschlossen ist das bloße Auftreten von Doppelkonjunktionen (z.B. *neque – neque*): Hier trifft zwar zu, dass am Anfang aufeinanderfolgender Kola dasselbe Wort steht; eine besondere stilistische Intention wird aber nur in seltenen Fällen vorliegen, weil es ja keine andere Formulierungsmöglichkeit gibt. Anders verhält es sich, wenn die betreffende Konjunktion nicht nur zweimal, sondern gehäuft auftritt (allerdings sollte man in solchen Fällen eher von einem Polysyndeton sprechen).

### Lexikalische und semantische Strukturen<sup>26</sup>

Die Bedeutung von **Wort- und Sachfeldern** für die Texterschließung liegt auf der Hand: Die über einen Text „wie ein Informationsnetz“ verteilten „einheitlichen Sach- oder Wortfelder konstituieren die Isotopie eines Textes, d.h. sie befinden sich 'an demselben semantischen Ort'. Schüler können durch die gezielte Suche nach Sach- und Wortfeldern die Isotopie eines Textes entschlüsseln und haben so eine grobe Vorstellung vom Inhalt eines unbekanntes Textes.“<sup>27</sup>

In der ersten Auflage der „Rechtsgrundlagen zur kompetenzorientierten Leistungsfeststellung und Leistungsbeurteilung in den klassischen Sprachen“ war in den Kompetenzmodellen unter dem Kompetenzbereich „Sammeln und Auflisten“ das Anwendungsfeld „Wort- und Sachfelder“ angeführt (3.2.1.5 bzw. 4.2.1.6). Dadurch scheint teilweise der irriige Eindruck

<sup>22</sup> Oswald / Bauer / Lamot / Müller 2011, S. 22.

<sup>23</sup> Menge / Burkard / Schauer 2000, S. 581f. (§ 426).

<sup>24</sup> Lausberg 1976, S. 150 (§ 458).

<sup>25</sup> So z.B. Oswald / Bauer / Lamot / Müller 2011, S. 18.

<sup>26</sup> Das einschlägige Basiswissen samt Übungen bieten Niedermayr / Oswald 2012, S. 1–24.

<sup>27</sup> Kuhlmann 2009, S. 124f.

entstanden zu sein, beide Begriffe seien miteinander austauschbar. In den lateinischen Fachdidaktiken wird jedoch allgemein folgende Differenzierung vorgenommen: „Wortfeld: Wörter derselben Wortklasse mit einem gemeinsamen semantischen Merkmal (z.B. laufen, gehen, springen, hüpfen); Sachfeld: Wörter verschiedener Wortklassen, die einem bestimmten Sachbereich zugehören (z.B. Flugzeug, Pilot, Flughöhe, starten, aufsetzen).“<sup>28</sup> Auch für Peter Kuhlmann ist der Unterschied darin begründet, dass **Wortfelder** sich aus Wörtern derselben Wortart zusammensetzen, während **Sachfelder** Wörter verschiedener Wortarten umfassen. Für die Sachgruppe „Schule“ stellt er z.B. folgendes lateinisches Wortfeld zusammen: *ludus, schola, magister, discipulus, liber*; das korrespondierende Sachfeld lautet: *schola, discere, scribere, piger, industrius*.<sup>29</sup>

In der zweiten Auflage der „Rechtsgrundlagen und Leitlinien“ wurden beide Begriffe ebenfalls deutlich voneinander abgetrennt: „Wortfelder (Wörter derselben Wortart, die als Synonyme, Antonyme, Hyperonyme oder Hyponyme zueinander in Beziehung stehen)“ vs. „Sachfelder (Wörter, die sich auf denselben außersprachlichen Bereich beziehen; auch wortartenübergreifend)“. Da sich die Kompetenzmodelle an die Lehrpersonen richten, finden sich in der Wortfeld-Definition die den Schülerinnen und Schülern wohl unvertrauten Termini Antonyme, Hyperonyme und Hyponyme; bei den SKRP-Aufgaben werden aber die gängigeren Ausdrücke „**Gegenbegriffe**“ und „Ober- bzw. Unterbegriffe“ verwendet. In der Praxis kommen „geschlossene Wortfelder, die man auch als eine möglichst komplette Ansammlung von Synonymen bezeichnen könnte“<sup>30</sup>, in einem einzigen Text kaum vor. Da sich aber die Arbeitsaufgaben ausschließlich auf das sprachliche Material des IT stützen dürfen, ist unter den Arbeitsanweisungen zur SKRP-Aufgaben, bezogen auf Wortfelder, eher folgender Typ vertreten: „Finde im IT jeweils ein Synonym / einen passenden Gegenbegriff zu den folgenden Begriffen und trage diesen in der rechten Tabellenspalte ein!“ Die Arbeitsanweisung „Liste lateinische / griechische Begriffe aus dem Sachfeld X auf, die im IT vorkommen!“ kommt hingegen häufig vor.

Weniger problematisch ist der Begriff „**Wortfamilie**“. „Eine Wortfamilie (ein Lexemfeld) besteht aus einer Reihe von Wörtern, die sich um denselben Wortstamm gruppieren. Sie leiten sich also vom selben Grundwort (von derselben etymologischen Wurzel) ab.“<sup>31</sup> Als Beispiel sei die Wortfamilie *ius* angeführt, der außer dem Grundwort z.B. folgende Begriffe angehören: *iustus, iniustus, iustitia, iniuria, iurare, coniurare, coniuratio, iudex, iudicium, iudicare, abiudicare*. Allerdings wird man nur bei besonders großer semantischer Dichte des IT eine Aufgabe zusammenstellen können, die sich dem Auflisten von Begriffen derselben Wortfamilie widmet.

### Wortbildung

Im Kompetenzbereich „Sammeln und Auflisten“ der KM sind die „Wortbildungselemente“ als erster Punkt angeführt. In der jüngeren Version der „Rechtsgrundlagen und Leitlinien“ von 2011 wurde dieser Begriff konkretisiert: Die Schülerinnen und Schüler müssen die angeführten Prä- und Suffixe und deren Funktion kennen, um Derivate, die mittels Prä- oder Suffixierung entstanden sind, analysieren zu können. Kuhlmann<sup>32</sup> weist auf die Bedeutung solch

<sup>28</sup> Maier 1984, S. 220.

<sup>29</sup> Kuhlmann 2009, S. 65.

<sup>30</sup> Niedermayr / Oswald 2012, S. 16.

<sup>31</sup> Niedermayr / Oswald 2012, S. 1.

<sup>32</sup> Kuhlmann 2009, S. 61f.; vgl. auch Glücklich 2008, S. 121.

grundlegender Kenntnisse im Bereich der Wortbildung für den Ausbau des Wortschatzes hin; insbesondere aber fördert dieses Wissen das Verständnis für das Funktionieren von Sprache im Allgemeinen. Die Wortbildung kann im Unterricht im Zusammenhang mit der Wortfamilie besprochen werden<sup>33</sup>; diese ist semantisch durch das Vorliegen eines gemeinsamen Grundwortes definiert, die einzelnen „Familienmitglieder“ kommen durch den Einsatz von Wortbildungselementen zustande.

Im Rahmen der SKRP werden die Schülerinnen und Schüler bei den Wortbildungsaufgaben dazu aufgefordert, bei zusammengesetzten Wörtern des Interpretationstextes das jeweilige Präfix oder Suffix abzutrennen, dessen Bedeutung im Kontext anzugeben und das Grundwort zu nennen: Als Bestandteile von *abstulerat* (IT B) sind das Präfix *ab-* in der Bedeutung „weg“ und das Grundverb *ferre* anzugeben, als Bestandteile von *provolat* (IT B) das Präfix *pro-*, hier in der Bedeutung „vorwärts, voran“ (nicht aber „für“!), und das Grundverb *volare*. Für die Lösung dieser Aufgaben können die Wortbildungslisten im Stowasser oder im Großen Langenscheidt Schulwörterbuch als Hilfestellung dienen. Die Eigenleistung der Schülerinnen und Schüler besteht auch bei Lexikonbenützung darin, die Wortbestandteile korrekt abzutrennen und bei mehrdeutigen Präfixen die im Kontext passende Bedeutung auszuwählen.

### Satzwertige Konstruktionen

Das unter dem Punkt „Stilmittel“ angesprochene Problem der unterschiedlichen Auslegung von Definitionen besteht auch im Bereich der Satzgliederung: Die Schülerinnen und Schüler sollen vorgegebene Sätze aus dem Interpretationstext in Hauptsätze (HS), Gliedsätze (GS) und satzwertige Konstruktionen (sK) einteilen. Satzwertige Konstruktionen kann man als erweiterte (expandierte) Satzglieder, die eine eigene Verbalinformation enthalten, definieren. Sie nehmen demnach eine Zwischenposition zwischen Satzglied und Gliedsatz ein und werden im Deutschen vielfach durch einen Gliedsatz wiedergegeben.<sup>34</sup> Zu den sK zählen jedenfalls Acl, Ncl, Pc und Ablativus absolutus. Genauer unterscheiden muss man im Bereich der nd-Formen: Das nicht erweiterte Gerundium (in allen Kasus, z.B. *ars dicendi, ad dicendum*) und das prädikativ verwendete Gerundiv (*mihi cibus capiendus est*) gehören nicht zu den sK, wohl aber erweiterte nd-Formen (z.B. *mihi tempus cibi capiendi est; ad cibos capiendos; cibos capiendo*). Erweiterte Infinitive (z.B. *Caesar pontem facere constituit*) können z.T. nur schwer vom passiven Acl (*Caesar pontem fieri iussit*) abgegrenzt werden. Trotzdem gelten erweiterte Infinitive bei der Reifeprüfung nicht als sK.

### Paraphrase und Zusammenfassung

Die Produktion einer guten Paraphrase oder Zusammenfassung verlangt die Kenntnis grundlegender formaler und inhaltlicher Kriterien, die diese Textsorten charakterisieren und die zu vermitteln nicht allein als Aufgabe des Deutschunterrichts angesehen werden kann<sup>35</sup>; auch

<sup>33</sup> vgl. dazu auch Oswald / Bauer / Lamot / Müller 2011, S. 1f.

<sup>34</sup> Glücklich / Nickel / Petersen 1980, S. 71.

<sup>35</sup> Im Textsortenkatalog SRDP Deutsch ist auf S. 6 die Zusammenfassung genannt und definiert (<https://www.bifie.at/node/1498>, Stand: 15.02.2012). Auch in verschiedenen Deutschlehrwerken wird die Zusammenfassung als Textsorte thematisiert, z.B. Elisabeth Lercher, Oswald Kollreider, Marie-Luise Saxer: ansprechend – Deutsch 1. Sprachbuch, Wien 2011, S. 73f.

Latein- und Griechischschülerinnen und -schüler sollen imstande sein, einen originalsprachlichen Text in eigenen Worten, ausführlich oder verknüpft, wiederzugeben.<sup>36</sup>

Von verschiedenen Fachdidaktikern wird die Paraphrase als Schritt hin zu einer tiefer gehenden Interpretation<sup>37</sup> oder als wichtiges Hilfsmittel zur Verständnissicherung im Zusammenhang mit dem Übersetzen<sup>38</sup> beschrieben. Im neuen Interpretationsteil sind Paraphrase und Zusammenfassung hingegen als schriftlich formulierte Endprodukte anzusehen, die eine bestimmte Qualität aufweisen müssen, um einen potentiellen Leser über den Inhalt eines fremdsprachlichen Textes adäquat informieren zu können.

Die Feldtestung von 2011 hat gezeigt, dass die Schülerinnen und Schüler z.T. große Schwierigkeiten damit haben, beim Formulieren von Zusammenfassungen oder Paraphrasen einen kohärenten Text zu produzieren. Häufig wurden einzelne Sätze lose aneinandergereiht, wie die folgenden zwei Beispiele demonstrieren sollen: Die Aufgabe bestand darin, einen Ausschnitt aus Ogier Ghislain de Busbeqs Bericht über seine Erfahrungen als Botschafter des römisch-deutschen Kaisers im Osmanischen Reich in der Zeit von 1554 bis 1562 zusammenzufassen; Thema des Ausschnitts war die Zeiteinteilung und -messung bei den Osmanen (ITA):

*P1: Sie werden sehr früh von den Anführern geweckt, noch vor Sonnenaufgang. Auf der Reise herrscht viel Lärm. Sie müssen vier mal am Tag beten und die Talismane rufen von hohen Türmen aus zum Gebet auf. Die Talismane messen die Zeit mit Hilfe der Wasseruhr.*

*P2: Der Schlaf der Türken wurde unterbrochen. Der Mond der Morgendämmerung war vortäuschend. Während der Nacht war die Empörung groß. Die Türken geben die Zeit nicht genau an. Die Messungen erfolgen mit Wasseruhren. In der Morgenröte gab es Geschreie. Die Menschen gingen zu Gott. Die Sonne war am höchsten im Südwesten.*

Solche Beispiele, bei denen es sich keinesfalls um Einzelfälle handelt, zeigen die Notwendigkeit, den Begriff „Textkohärenz“<sup>39</sup> und die sprachlichen Mittel, die Kohärenz erzeugen können, im Lateinunterricht stärker zu thematisieren. Zusammenfassungen oder Paraphrasen sollen die wichtigsten Informationen des Ausgangstextes wiedergeben, also die klassischen Informationsfragen „*quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando*“<sup>40</sup> beantworten, und adressatengerecht formuliert sein.

### Conclusio

Die SKRP hat vieles beim Alten belassen, aber auch manche Änderungen mit sich gebracht: die Fokussierung auf Kompetenzvermittlung, die stärkere Gewichtung des sprachlichen Aspekts im schriftlichen Bereich, eine allgemein verbindliche Definition des Übersetzungsbegriffs für den österreichischen Latein- und Griechischunterricht, neue und vielfältigere Formen der Interpretation, ein einheitliches Beurteilungsschema, etc. Diese Neuerungen verlangen z.T. ein Überdenken der bisher im eigenen Unterricht gesetzten Schwerpunkte.

<sup>36</sup> Übungen hierzu siehe Oswald / Bauer / Lamot / Müller 2011, S. 46–51.

<sup>37</sup> vgl. Kuhlmann 2009, S. 139; Barié 1993.

<sup>38</sup> Bertram 2003, S. 34–39.

<sup>39</sup> Zur Bedeutung textlinguistischer Grundlagen im Lateinunterricht vgl. Kuhlmann 2009, S. 122.

<sup>40</sup> Matthieu de Vendôme, *Ars versificatoria* 1,116, ed. Franco Munari, Rom 1988; vgl. auch Asterix, *Die goldene Sichel* (= Bd. 5), S. 43.

Ein paar Details im Zusammenhang mit der SKRP bedürfen noch der endgültigen Klärung, die in den nächsten Monaten zu erwarten ist. Es ist daher empfehlenswert, in regelmäßigen Abständen die Bifie-Homepage zu konsultieren, die laufend mit aktuellen Dokumenten bereichert wird.

Die im vorliegenden Artikel angestellten Überlegungen und mitgeteilten Erfahrungen sollen dazu dienen, Leitgedanken der Arbeitsgruppe SKRP Latein / Griechisch zu verdeutlichen und mögliche Missverständnisse auszuräumen. Die Schärfung wichtiger Begriffe, deren Kenntnis bei der SKRP vorausgesetzt wird, und der Hinweis auf gewisse Gepflogenheiten bezüglich Sonderzeichen oder Punktevergabe, bieten hoffentlich auch den Schülerinnen und Schülern mehr Sicherheit. Gerade in Zeiten, in denen – auch medial – die gegenwärtig noch vorhandenen Unklarheiten bezüglich der schriftlichen RP übertrieben dargestellt werden, sollte man die Botschaft vermitteln, dass in den klassischen Sprachen so gut wie alle Punkte feststehen. Für die einzelnen Lehrpersonen besteht nun die Aufgabe darin, bei Wahrung der Methodenfreiheit ihre Schülerinnen und Schüler bestmöglich auf die SKRP vorzubereiten. Nur so bleibt die Attraktivität der optionalen Klausurfächer Latein und Griechisch gewahrt, und diesem Ziel sollten sich alle Verantwortlichen verpflichtet fühlen.

### Literatur

Barié, Paul: Von der Textparaphrase zur Interpretation, in: AU 36, 4+5/1993, S. 23–36.

Bertram, Jürgen: „Audacius vertere“. Zu Paraphrase und Übersetzung von Texten, in: AU 46, 3/2003, S. 34–39.

Freinbichler, Walter / Glatz, Peter / Schaffenrath, Florian: Grundsätze des Korrektursystems zur schriftlichen Reifeprüfung in Griechisch und Latein, in <https://www.bifie.at/node/1576> (Stand: 06.02.2012).

Fuhrmann, Manfred: Die gute Übersetzung: Was zeichnet sie aus, und gehört sie zum Pensum des altsprachlichen Unterrichts? in: ders., *Cäsar oder Erasmus? Die alten Sprachen jetzt und morgen*, Tübingen 1995 (= Promenade 3), S. 171–204.

Glücklich, Hans-Joachim: Lateinunterricht. Didaktik und Methodik, Göttingen<sup>3</sup>2008.

Glücklich, Hans-Joachim / Nickel, Rainer / Petersen, Peter: *Interpretatio. Neue Lateinische Textgrammatik*, Freiburg - Würzburg 1980.

Grobauer, Franz-Joseph / Gschwandtner, Helfried / Widhalm-Kupferschmidt, Wilhelmine: *Expressis Verbis. Eine Reise durch die Welt des Latein*, Graz 2011.

Hellwig, Antje / Bietz, Wolfgang: *fehler abc Latein*, Stuttgart 1981.

Hisek, Oliver / Kautzky, Wolfram: *Durchstarten Latein. Grammatik-Übungsbuch*, Linz<sup>2</sup>2009.

Kuhlmann, Peter: *Fachdidaktik Latein kompakt*, Göttingen<sup>2</sup>2009.

Lausberg, Heinrich: *Elemente der literarischen Rhetorik*, München<sup>5</sup>1976.

Leitich, Meinhard: Besser lesen und verstehen im Lateinunterricht, in: LF 70, 2010, S. 13–28.

Lošek, Fritz: Latein im 21. Jahrhundert, Ein Grenzgang zwischen ‚toter Sprache‘ und lebendigem Trendfach. Bilanz der Entwicklung in Österreich (mit Fokus auf den fächerverbindenden Unterricht), in: Rauscher, Erwin (Hg.): *Unterricht als Dialog. Von der Verbindung der Fächer zur Verbindung der Menschen*, Baden 2011 (= Pädagogik für Niederösterreich 4), S. 601–626.

Maier, Friedrich: *Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt*, Bd. 2: Zur Theorie des lateinischen Lektüreunterrichts, Bamberg 1984.

- Meincke, Werner: Handreichungen zur Satz- und Texterschließung im Lateinunterricht, in: AU 36, 4+5/1993, S. 69–84.
- Menge, Hermann / Burkard, Thorsten / Schauer, Markus: Lehrbuch der lateinischen Syntax und Semantik, Darmstadt 2000.
- Niedermayr, Hermann: Standardisierung und Kompetenzorientierung im österreichischen Lateinunterricht. Erste Erfahrungen und mögliche didaktische Folgerungen, in: LF 72, 2010, S. 1–19.
- Niedermayr, Hermann / Oswald, Renate: Latein Alles im Griff! Wortschatzarbeit, Wien 2012.
- Niedermayr, Hermann / Pinter, Anna / Schaffenrath, Florian: Vorstellung und Analyse der zweiten österreichweiten Feldtestung, Februar 2011 (in: <https://www.bifie.at/node/595>).
- Oswald, Renate / Bauer, Martin M. / Lamot, Christof / Müller, Werner: Texterschließung. Ein Hand- und Übungsbuch zu den Kompetenzbereichen, Wien 2011.
- Pinter, Anna: Standardisierung und Kompetenzorientierung in Österreich. Die neue schriftliche Reifeprüfung in den klassischen Sprachen, in: AU 54, 4+5/2011, S. 116–121.
- SKRP II: Bericht zur dritten Feldtestung in Latein, Februar 2012 (in: <https://www.bifie.at/node/1583>).
- Sörös, Michael: Auf dem Weg zur standardisierten Reifeprüfung. Consensus<sup>neu</sup> als Wegbegleitung, in: Circulare 4/2009, S. 4–5.
- Sörös, Michael et al.: Rechtsgrundlagen und Leitlinien zur kompetenzorientierten Leistungsfeststellung und Leistungsbeurteilung in den klassischen Sprachen Latein und Griechisch, Juli 2011 (in: <https://www.bifie.at/node/529>).
- Teimel, Eva: Latein Alles im Griff! Grammatik & Übersetzen, Wien 2010.
- Themenheft AU 52, 6/2009 (Arbeiten mit dem Wörterbuch)
- Thies, Stephan: „Frei“ und „Wörtlich“: zwei Begriffe stiften Un-Sinn, in: AU 46, 3/2003, S. 54–58.

## **abkratzen, täglich ein bisschen mehr Festrede anlässlich der Bundesolympiade für Latein und Griechisch**

Christoph W. Bauer

### I

Ich schreibe nicht, ich schabe. Seit meinen literarischen Anfängen mache ich das so, schabe mich von einem Text in den anderen. Dabei bestehe ich nicht explizit auf dem Verb schaben, auch seine Synonyme sind mir recht. Sie ändern nichts an meiner Tätigkeit, Kritik daran kratzt mich durchaus, aber das Schrappen juckt mich mehr. Mitunter packt mich schon während des Scheuerns der Kitzel auf eine neue Reiberei. Womit viele meiner Texte fragmentarisch bleiben, aber ist nicht jeder Text, jedes Gedicht ein Fragment? Freilich, ein Gedicht ist mehr, ist immer auch eine Gesamtheit, eine Harmonie. Es löst sich als Bruchstück der Vergangenheit in einen absoluten Anspruch auf Gegenwart, ist disharmonisch, duldet keinen Widerspruch, ist widersprüchlich, ein Perpetuum mobile in Form eines Paradoxons, eine Einheit, ein Ganzes – ein Fragment. Und als solches schlägt es durch die Zeit wie ein Text auf dem Farbband einer Schreibmaschine. Lächerlich, Farbbänder, Schreibmaschinen, wer verwendet diese Relikte der Textverarbeitung denn noch! Und die amüsiert nach oben gezogene Braue in den Gesichtern der Fragenden ist auch jenen Mienen abzulesen, die alles und jedes ins Segel der Nützlichkeit hängen. Wer braucht heute –

Nein, ich werde jetzt kein Plädoyer auf die *lingua Latina* und auf das Altgriechische halten, die Sprachen bedürfen meiner Verteidigung nicht. Säßen sie wirklich auf der Anklagebank, würden sie sich bessere Anwälte suchen, beispielsweise Sie, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der diesjährigen Bundesolympiade für Latein und Griechisch. Sie haben die Ankläger mit Bravour in die Schranken gewiesen und gezeigt, welchen Wert die beiden Sprachen haben, Ihre Leistungen sind an Rechtfertigung genug.

### II

Ich wurde eingeladen, anlässlich dieser Siegerehrung ein wenig über meinen Umgang mit dem antiken Erbe und somit über meine eigene Arbeit zu sprechen. Was habe ich anzubieten? Das griechische und römische Gedicht ist für mich nicht mehr und nicht weniger Kunstsprache als jedes andere auch. Wenn die antike Literatur bis heute ihre Leserinnen und Leser findet, dann nicht nur, weil sie durch künstliche Sprache besticht, sondern durch sprachliche Kunst. Dichten ist immer anderes Sprechen und wurzelt in Gesetzmäßigkeiten, die von der literarischen Tradition erstellt wurden. Ein Gedicht im Alltagsparlando ist so wenig alltäglich wie ein hermetisch verschlüsseltes, ein Bruch mit der Tradition setzt eine solche voraus, aus alten Weisen schöpft der Neutöner seine Kraft. Wer wüsste das besser als jener Kreis von Dichtern, die Cicero abfällig *neoteri* nannte, auch *poetae novi*, ein anderes Mal wieder *cantores Euphorionis*. Allein die letzte Bezeichnung, Sänger in der Art des Euphorion, verdeutlicht, dass die sogenannten Neoteriker das lyrische Rad nicht neu erfanden, sondern – um im Bild zu bleiben – die hellenistischen, vor allem kallimacheischen Speichen verwendeten. Sie erschabten sich die Werke eines Euphorion und Kallimachos, ihr Arbeitsgerät war die Feile, mit der sie die eigenen Verse redigierten, bis sie dem glichen, was ihrer Vorstellung von einem Gedicht entsprach.

Nein, ich weiß nicht, was ein Gedicht ist oder was ein Gedicht zum Gedicht macht, jeder Versuch, eines zu schreiben, ist zugleich die Suche nach Antworten auf diese Fragen. Was Sprache ist, finden Sie in zahlreichen Abhandlungen, vermutlich auch, wie Sprache funktioniert, mich aber lehrte dieses Funktionieren das Lateinische. Wohl vor allem deshalb, weil sich mein Lateinunterricht von jenem in Englisch oder Französisch völlig unterschied. Wie viel kostet ein Zimmer mit Bad, wie finde ich vom Bahnhof X zum Bahnhof Z, wie gestehe ich einer Ferienbekanntschaft meine momentane Gefühlslage? Fragen, die sich im Lateinunterricht erübrigten, was dem 13-jährigen Lateinschüler, der ich war, Hand aufs Herz, nicht schmeckte, versprach doch jeder zufällig zugeworfene Blick schon die große Liebe. Wie Letzterer ohne kommunikativen Überschwang begegnen? Der stand im Lateinunterricht nicht auf dem Lehrplan, hier ging's ums Eingemachte, um das Abklopfen von Sätzen, in denen kein Wort überflüssig zu sein schien, um Syntax, Semantik, ineinander verzahnte Laute und Silben, um Reduktion auf das Wesentliche. Gehört das nicht zur Grammatik eines Gedichts? Das war mir damals noch einerlei, die Versmaße faszinierten mich, sie impften den Texten einen Vorwärtsdrang ein, den ich aus den Bassläufen einer Musikrichtung kannte, die mich zu jener Zeit zu begleiten anfing und auf die ich später noch zurückkommen werde.

Klar, die Versäumnisse meiner Lehrer, mir das Alltagstaugliche der lateinischen Sprache beizubringen, sind nicht von der Hand zu weisen. Schließlich unterhielten sich die Menschen in der Subura nicht in Hexametern, das wäre im Proletarierviertel der Antike vermutlich auch nicht gut angekommen. Und ob die Eseltreiber in den engen Gassen auf dem Esquilin wussten, dass dort in der Villa des Maecenas Horaz und Vergil ein- und ausgingen, mag jeder für sich selbst beantworten. Für die Bewohner der römischen Metropole war Latein die Sprache ihrer Ängste und Wünsche, ihrer Leidenschaften und Flüche, ihrer lapidaren Floskeln, für mich war es Literatur durch und durch.

### III

Mehrmals habe ich antike Stoffe aufgegriffen, stets versuchte ich dabei, mit meinen literarischen Vorläufern zu korrespondieren, einmal mit Varro, dann mit Plautus, mit der Sappho, mit Archilochos, mit Ovid und Homer und immer wieder mit Catull. Ich habe mir die Genannten erschabt, habe mich tiefer und tiefer gegraben, Schicht um Schicht freigelegt. Geht es Ihnen nicht ähnlich beim Übersetzen? Und was mache ich anderes, als die großen Themen der Literatur in meine Sprache zu übertragen, Themen, die bereits in der antiken Poesie gang und gäbe waren, die Liebe, das Leben, der Tod. Bis heute ist das der Stoff, aus dem Gedichte, Geschichten und Theaterstücke sind. Auch Mythologisches finden Sie in den Programmvorstellungen diverser Verlage und auf den Spielplänen der Bühnen in verschiedenster Ausprägung wieder. Das liegt daran, dass sich die im Mythos vorgeprägten menschlichen Verhaltensmuster bis heute kaum verändert haben. Die Beschäftigung mit den „Biographien“ diverser mythologischer Figuren offenbart, wie ihr Verhalten von Generation zu Generation neu anverwandelt und variiert wird. Ob Adonis, dessen Name im heutigen Sprachgebrauch als Synonym gebraucht wird, ob Persephone, Herakles, sie alle wurden zu Prototypen. Schwäche, Verletzlichkeit, Rachsucht – sie sind im Koordinatensystem des Mythos determiniert. Die „Lageangabe“ wurde zum Netz, dessen Fäden durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart heraufreichen.

Gerade die Griechen hatten es zu einer Meisterschaft gebracht, dem Nebulösen hinter die Maske zu schauen und ihm ein Gesicht zu zeichnen. Denken Sie an den Tartaros! Die Architekten dieses Gruselkabinetts setzten bei dessen Einrichtung auf ein Mobiliar, mit dem sich

schon immer Quoten und Reichweiten steigern ließen. Hauptsache, die Bilder sind grausam und spektakulär, so prägen sie sich flächendeckend und nachhaltig ein. Arbeitet die heutige Filmindustrie nicht mit ähnlichen Mitteln? Dabei haben die Griechen das literarische Jenseits keineswegs erfunden, da waren ihnen die Ägypter zuvorgekommen, die mit ihren Totenbüchern um 1500 v. Chr. eine neue Literaturgattung schufen. Wie könnte ich das ignorieren, wenn ich mich an einen Gedichtzyklus zur Todesthematik mache? In diesem schlug die *Ars Moriendi* genauso durch wie die antike Epigrammatik und die Sentenzen altrömischer Zyniker: *non fui non sum non curo*.

Aber zurück zum Mythos: Liefert er nicht eine Metapher für das Schreiben an sich? Vergessen und Vergessenwerden gehören zum Furchteinflößendsten, dem sich der homerische Held Odysseus ausgesetzt sieht. Seine Begegnung mit den Lotophagen, jenem Inselvolk, das sich am Lotos berauscht, um das Gedächtnis auszuschalten, ist nur ein Beispiel dafür. Wer schreibt, will festhalten, damals wie heute.

### IV

Was dem einen mythologischer Hokuspokus ist, nennt ein anderer Literatur. Unterm Strich bleibt ein Machwerk aus Sprache. Die Ableitung des Begriffs Poesie vom griechischen *poiein*, „herstellen, anfertigen“, kommt nicht von ungefähr. Zeugt nicht das ovidische *vivam* am Ende der *Metamorphosen* vom Vertrauen des Römers in seine handwerklichen Fähigkeiten?

Mein Handwerk hat mir das Lesen beigebracht, mein Schaben, wenn Sie so wollen. Schon bei den Griechen wurde ein Instrumentarium angelegt, das bis heute gültig ist. In diesem Sinn fungiert das antike Erbe für mich als strenger Lektor, es schärft das Auge auf das Unzulängliche in meinen Texten. Ein Blick in die Geschichte der Poesie reicht, und rascher, als mir lieb ist, erkenne ich, wo ich stehe.

„Wohlberedt in Worten zu sein und rüstig in Taten“, auf diesen Vers Homers haben sich viele spätere Autoren berufen und den Griechen gleich zum Vater der Rhetorik gemacht. In der Tat entfallen fast die Hälfte der *Ilias* und mehr als zwei Drittel der *Odyssee* auf Reden von nicht unerheblicher Länge. Die Rhetorik wird aber erst lange nach Homer zu einem der bestimmenden Mittel antiker Poesie, durch einen Sizilianer namens Gorgias, 427 kommt er als Gesandter nach Athen. Bei ihm wird die Redelehre zu einer Stillehre und somit zur literarischen *techne*, steht doch nun die bewusste Ausnützung sprachlicher Gleichklänge zur Erzielung einer musikalisch-poetischen Wirkung im Vordergrund. Die aus fünf Teilen zusammengesetzte Kunstlehre schreibt vor, jede Rede hat einen Satz oder eine Sache annehmbar zu machen. Dazu sind Stilfiguren vonnöten, die für die verschiedensten Fälle anwendbar sind.

Eine dieser Stilfiguren macht sich das Meer zum Komplizen, schlummert darin ein Wunsch auf Neuland? *Vela dare*, sagt Vergil und vergleicht wie viele seiner Kollegen die Abfassung eines Werks nicht selten mit einer Schifffahrt, Dichten heißt Segelsetzen. Den Schluss eines Buches können das Einlaufen in den Hafen oder der Ankerwurf markieren, diese Formulierung findet sich beispielsweise bei Statius. Cicero übernahm die nautischen Metaphern dann in die klassische Prosa, er spricht vom Ruder der Dialektik, vom Segel der Rede. Quintilian fühlt sich wie ein einsamer Schiffer auf hoher See, Hieronymus spannt die Segel der Interpretation. Klippen, Sandbänke, gefährliche Strudel oder bloße Rhetorik? Der Tradition folgend, eröffnet Dante das zweite Buch des *Convivio* mit Schifffahrtsbildern, er weiß um die in die Jahre gekommene Metapher, frischt sie ein wenig auf: Ein Besansegel setzt er, kein gewöhnliches. Schließt ein Gegenwartsautor einen seiner Texte mit dem Ausruf *ahoi*, so mag das mehr sein als eine Anspielung auf ein berühmtes Gedicht von –

Verstehen muss man diese Anspielung nicht. Wer es tut, dem öffnet sich lediglich ein weiterer Gedichtstraum. Ich kann mich auch an Petrarca's Donna Laura ergötzen ohne vorherige Bekanntschaft mit Delia, Cynthia, Lesbia, Corinna und wie sie alle hießen, die Geliebten in der römischen Elegie.

## V

Auf mein Schaben folgt das Nähen, grabe ich doch meist nicht mehr als ein paar Verse aus, einige Gedankenfäden, die ich zurechtschneide, um sie dann mit meinen eigenen zu verknüpfen. Und mit Schere und Nadel bin ich groß geworden, Kind einer Generation, die es als besonders „in“ empfand, neu gekaufte Kleidungsstücke zu zerschneiden, um sie mit Sicherheitsnadeln wieder zu flicken. Punk und Poesie, das waren von früh an Konstanten in meinem Leben. Beide zeichnen sich aus durch Dynamik, durch permanentes Anrollen gegen den Stillstand und machten mich zugleich zum Außenseiter, im Dorf meiner Kindheit und Jugend dirigierte der Geschmack eine Kapelle aus Blechbläsern und Hardrockgitarren und alles Lyrische ward in den Wind gereimt. Mir war nach anderem, Neuland wollte ich und über den eigenen Tellerrand schauen, Punk und Poesie halfen mir dabei, wurden für mich zur Auflehnung gegen Bestehendes und gegen gleichmacherische Trends, gegen diese Wozu-brauchen-wir-das-Fragen. Insofern ist das, was Sie tun – und entschuldigen Sie die Ausdrucksweise, aber Sie scheißen so wohltuend auf diese Fragen – insofern ist also das, was Sie tun, in meinen Augen durchaus rebellisch. Ich fühle mich Ihnen verbunden durch die Aufsässigkeit, an etwas festzuhalten, was nicht wenige belächeln und für überflüssig erachten.

Punk is not dead und *vivat lingua Latina*, auch das sind nur Phrasen, ich weiß. Manchmal jedoch helfen einem Gemeinplätze ein bisschen, zumal man schlicht keine Lust mehr hat zu erklären, warum und wieso man etwas tut, was nach dem eigenen Dafürhalten gar keiner Erklärung bedarf. Letztere fordern zumeist Autoritäten von einem ein, mich gegen solche aufzulehnen und trotzig den Blick zu heben, garantierten Punk und Poesie. Und so rieb ich mich an der Generation der Neuen Innerlichkeit wie am Stargehabe der 70er-Jahre Rocker und jener Bands, die mit riesigen Lichtshows in Szene gesetzt wurden. Die antiken Autoritäten, so schien es mir zumindest, lagen zu jener Zeit verschüttet unter einer Lawine der programmatischen Authentizität, so ganz nebenbei, auch den Punk hatte man Anfang der 80er längst zu Grabe getragen. Ich war demnach alles andere als modern, war rückwärtsgerichtet, beinahe spießig, nicht wahr? Grub ad acta Gelegtes aus, was zu neuen Reibereien führte, Vergil, Horaz und Ovid, später Dante, Petrarca, Shakespeare und Goethe, Autoritäten zweifelsohne. Und während ich mich an ihnen rieb, spürte ich, dass sie genau das von mir verlangten, dass ich ihnen genau das schuldeten, um es pathetisch auszudrücken. Erst die Verweigerungshaltung gegenüber dem Etablierten setzte die Energien frei für die eigenen Arbeiten. Dass in deren Windschatten der Respekt vor den Genannten mehr und mehr wuchs, versteht sich von selbst.

## VI

Von Kling zu Catull, der mich zu Kallimachos schickt und hernach auf die Insel Lesbos, wo ich Sappho treffe, in ihren Versen wieder retour in die Gegenwart, zu Raoul Schrott.

Übersetzen, wie betonen Sie das Wort? Dolmetschen, Durchfahren, es gibt immer mehr als nur eine Route, man muss sie sich eben suchen in einem Flechtwerk aus Individualität und Anverwandlung, aus leisesten Anspielungen, unüberhörbarster Imitation, kurzum in der Poesie. Ihre Traditionsfäden entlang laufe ich, ein Vagant, stets mit dem Schabeisen unterwegs,

von Kontinent zu Kontinent, von einer Sprache in die andere, rausche von Mandelstams russischen Gedichten in die lateinischen *Tristien* des Ovid, sie schlagen durch die Verse des Russen wie ein Text auf dem Farbband einer –

Punk und Poesie, ein drittes P schulde ich Ihnen noch, nicht schwierig zu erraten, worauf es verweist – auf das Palimpsest. Neben der Collage und der Montage avancierte es in der literarischen Avantgarde zu einem der zentralen künstlerischen Verfahren. Dabei galt die Technik des Palimpsestierens bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts vielen Autorinnen und Autoren als Metapher für geistige und kreative Prozesse. So verglich beispielsweise der englische Essayist und Dichter Thomas De Quincey in seinem Werk *Suspiria de Profundis* aus dem Jahr 1845 den menschlichen Geist und das Gedächtnis mit einem Palimpsest: „What else than a natural and mighty palimpsest is the human brain? Such a palimpsest is my brain; such a palimpsest, O reader! is yours.“

Den Strukturalisten und Poststrukturalisten zufolge existierte Schreiben nur im Dasein von anderem, bereits Geschriebenem. Dem kann ich durchaus etwas abgewinnen. Und vielleicht schreibe ich seit meinen literarischen Anfängen nur an einem Text, dessen erste Zeile irgendwann einmal ein anderer vorgab.

Bezüglich der Moderne spricht Roland Barthes vom *texte scriptible*, dem „schreibbaren“ Text, dem er den „lesbaren“ gegenüberstellt. Der lässt sich als etwas „Fertiges“ konsumieren, der schreibbare Text hingegen ist ein Produktionsprozess, bei dem der Leser selbst zum Produzenten wird. Ist ein Text denn jemals fertig, ein Gedanke jemals zu Ende gedacht?

## VII

Ich bin in erster Linie Leser, auch wenn ich schreibe, ein *poeta legens* sozusagen. Dabei schreibe ich nicht, sondern schabe, wenn Sie sich noch an den Anfang meiner Rede erinnern können und mittlerweile nicht eingeschlafen sind vor lauter Langeweile über meine Worte, die viel zu wenig auf Sie und Ihre Leistungen bei dieser Bundesolympiade eingehen. Nein, ich bin Ihrer als Orator nicht würdig, Sie hätten Besseres verdient. Kein Panegyrikos, herrje, ich wünscht', ich könnt' – *sed parvo ingenio magna referre vetor*. Ich brauche Ihnen die Übersetzung nicht zu liefern, Sie sind Olympionikinnen und Olympioniken allesamt, mit allen lateinischen und griechischen Wassern gewaschen.

Werfen Sie mir jetzt Koketterie vor oder lachen Sie über den Minderwertigkeitstopos? Die Einladung eine Festrede zu halten, nahm ich spontan und gern an, weil sie mir Neuland versprach. Geh an Bord, rief ich mir zu, setz die Segel und versuche dich einmal in diesem dir noch unbekanntem Genre! Schabe dich hinein in die Materie und halte es dabei mit Nietzsche: „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden (...); sie lehrt *gut* lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken und offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen.“

Und so grabe ich mich lesend immer tiefer in die Literaturen hinab, kratze täglich ein bisschen mehr ab, lege ein paar Verse frei, höre sie surren wie Fäden, die einen Text miteinander verweben könnten, würden die Silben jetzt nicht plötzlich – *lingua sed torpet* – zu Klumpen anfangen, *quamvis sint sub aqua sub aqua*, ich hab' eine Frosch im Hals, hilf, Muse, hilf, *da mi basia mille!* *Vela dabat ventis* also, auch auf die Gefahr hin, Schiffbruch zu erleiden. Aber es bleibt ja immer noch die Flaschenpost, in ihr eine Botschaft an Sie, werte Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Bundesolympiade: Ich gratuliere Ihnen!

Es handelt sich bei diesem Text um die Festrede, die Christoph W. Bauer beim CERTAMEN LATINUM GRAECUMQUE MMX gehalten hat, das vom 19. bis 23. April 2010 in Kärnten (Gurk, Maria Saal, Klagenfurt) stattfand.

Christoph W. Bauer

geboren 1968 in Kolbnitz/Kärnten, aufgewachsen in Lienz, Innsbruck und Kirchberg, lebt derzeit in Innsbruck. Er ist als Autor vor allem in den Bereichen Lyrik, Prosa, Essay und Hörspiel tätig.



Veröffentlichungen

mein lieben mein hassen mein mittendrin du (Gedichte, 2011)

Schweben im Kopf, 25 Gedichte zu Skizzen von Anton Christian (2010)

Der Buchdrucker der Medici (Erzählung, 2009)

Graubart Boulevard (Roman, 2008)

Im Alphabet der Häuser (Roman, 2007)

supersonic, logbuch einer reise ins verschwinden (Gedichte, 2005)

Aufstummen (Roman, 2004)

fontanalia.fragmente (Gedichte, 2003)

die mobilität des wassers müsste man mieten können (Gedichte, 2001)

wege verzweigt (Gedichte, 1999)



Christoph W. Bauers neueste Publikation, der Gedichtband

mein lieben mein hassen mein mittendrin du

mit einem Nachwort des emeritierten Ordinarius für Lateinische Philologie an der Universität München Niklas Holzberg

## *mens sana in corpore sano* – eine lateinische Sentenz und ihre kuriose Karriere\*

Martin Korenjak

**M**ens sana in corpore sano, „Gesunder Geist in gesundem Körper“ – unter den lateinischen Redensarten, die in den modernen Sprachen im Umlauf sind, ist dies zweifellos eine der geläufigsten. Zweieinhalb Millionen Einträge, die eine Google-Suche liefert, sprechen für sich. Erkundigt man sich bei den Verwendern der griffigen Phrase nach deren genauer Bedeutung, so bekommt man etwa zur Antwort, nur in einem gesunden Körper könne auch ein gesunder Geist wohnen, oder es gehe darum, Körper und Geist miteinander in Einklang zu bringen. Man treibe also Sport, schlafe genug, meide Stress und verzichte auf Alkohol, Zigaretten und Drogen, um physisch wie intellektuell auf der Höhe zu bleiben! Was schon die Antike gewusst hat, kann ja wohl auch heute nicht falsch sein.

Aber waren die alten Griechen und Römer wirklich die Vorläufer heutiger Fit- und Wellnessgurus? Hört man sich antike Stimmen zum Thema an, so kommen einem Zweifel. In der Regel erscheinen körperliche und geistige Leistungsfähigkeit da nämlich nicht als Größen, die miteinander Hand in Hand gehen, sondern als Gegensätze, die sich tendenziell ausschließen. So klagt etwa der archaische Philosoph und Dichter Xenophanes von Kolophon in einem bekannten Fragment (fr. 2 Diels/Kranz) über die Ehrungen und Geschenke, die Spitzensportlern in ihren Heimatstädten zuteil würden, obwohl diese davon doch gar keinen Nutzen hätten. Viel zu gering geschätzt werde dagegen seine eigene Weisheit, die dem allgemeinen Besten



Abb. 1: Seneca der Jüngere (Doppelherme Seneca/Sokrates, erste Hälfte 3. Jh.n.Chr., Berlin, Pergamonmuseum, Foto: Wikimedia/Calidius).

diene! In der frühen Kaiserzeit mokiert sich der jüngere Seneca, selbst nach Ausweis antiker Darstellungen nicht eben der Sportlichste (Abb. 1), in einem seiner Briefe an Lucilius (epist. mor. 15.1) über das, was wir heute Bodybuilding nennen würden: „Auch wenn du dich erfolgreich gemästet hast und deine Muskeln gewachsen sind, wirst du doch nie die Kräfte oder das Gewicht eines stattlichen Stiers erreichen. Zudem bedrückt die größere Last des Körpers den Geist und macht ihn weniger beweglich.“ Galten Leistungssportler in diesem Sinne vielfach als dumm, so bewunderte man auf der anderen Seite Persönlichkeiten, die sich selbst durch massive körperliche Beeinträchtigungen nicht in ihrem geistigen Wesen, ihren Einstellungen und Plänen

erschüttern ließen. Epikur etwa stellt sich in einem kurz vor seinem Tod verfassten Brief an seinen Schüler Idomeneus selbst als Vorbild dar, wenn er sich trotz schier unerträglicher Schmerzen als vollkommen glücklich bezeichnet (Diog. Laert. 10.22). In der Kaiserzeit preist der Arzt Galen die Willenskraft des Aelius Aristides, eines Hauptvertreters der Zweiten Sophistik, der sich selbst durch eine Fülle schwerer chronischer Erkrankungen nicht von seiner

\* Der vorliegende Text basiert auf dem Aufsatz *What Does it Mean: Mens sana in corpore sano? A Latin Adage and its Curious Career*, in: W. Petermandl / Ch. Ulf (Hg.), Nikephoros – Special Issue 2012: Youth – Sports – Olympic Games, Hildesheim 2012, 147-153. Mein herzlicher Dank gilt Christoph Ulf, der mir wertvolle Hinweise zum Thema gegeben und vorab Einsicht in seinen in Anm. 2 zitierten Artikel gewährt hat. Abgesehen hiervon stammt das Material zur Geschichte des Sprichworts in der Moderne größtenteils aus dem Internet.

rednerischen Karriere abbringen ließ (*Corpus Medicorum Graecorum* suppl. 1, 33). Solchen Äußerungen liegt ein – später auch ans Christentum weitergegebenes – Menschenbild zugrunde, das Geist und Seele eines Menschen für viel wertvoller hält als seinen Körper. Der Neuplatoniker Plotin beispielsweise „glich einem, der sich schämt, in einem Körper zu sein“, wie sein Schüler Porphyrios zu Beginn seiner Biographie voller Bewunderung schreibt.

Unter diesen Umständen wäre es schon recht erstaunlich, wenn die heute geläufige Deutung des Spruchs *Mens sana in corpore sano* tatsächlich seiner ursprünglichen Aussage entspräche. Aus dieser Einsicht heraus wird einem nun manchmal erklärt, er sei in Wirklichkeit gerade als Kritik am Körperkult zu verstehen und bedeute etwa: „Man soll sich nicht zuviel um seinen (in der Regel ohnehin gesunden) Körper kümmern, sondern sich vielmehr darauf konzentrieren, dass man in diesem auch einen gesunden Geist besitzt.“ Trifft diese Erklärung das Rechte? Leider auch nicht – das Gegenteil eines Missverständnisses ist eben nicht automatisch eine Wahrheit.

Wenn wir herausfinden wollen, wie der Ausdruck ursprünglich wirklich gemeint war, müssen wir deshalb etwas tun, was wir bisher versäumt haben: Wir müssen uns fragen, woher er eigentlich stammt und in welchem Zusammenhang er erstmals verwendet wurde. Wenn wir das tun, stoßen wir auf Juvenal und seine grimmigen Satiren auf persönliche Torheiten und gesellschaftliche Missstände seiner Zeit. In der zehnten Satire attackiert er die in seinen Augen verfehlten Gebete, die seine Zeitgenossen an die Götter richten. Der Hauptteil des Gedichtes besteht aus einer umfangreichen Liste solcher törichter Bitten (um Reichtum, Macht, Beredsamkeit, Kriegsruhm, langes Leben und Schönheit), deren verderbliche Auswirkungen anhand mythologischer und historischer Beispiele erläutert werden. In den Schlussversen stellt Juvenal dem seine eigenen Empfehlungen gegenüber: Am besten stellt man es den Göttern gänzlich frei, was sie für einen bestimmen wollen; sie wissen besser, was gut für den Menschen ist, als dieser selbst. Möchte man aber doch eigene Wünsche äußern, so sollten sich diese auf das beschränken, was für jedermann notwendig und nützlich ist – und hier fällt nun der Satz, um den es uns geht (Iuv. 10.354–357):

*ut tamen et poscas aliquid voveasque sacellis  
exta et candiduli divina tomacula porci,  
orandum est ut sit mens sana in corpore sano.  
fortem posce animum mortis terrore carentem ...*

Falls du aber doch etwas verlangst und dafür in Heiligtümern den Göttern Innereien und göttliche Würste eines weißen Schweinchens gelobst, sollst du darum beten, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei. Verlang einen tapferen Geist, der keine Todesangst kennt...

Nun vertritt zwar die moderne Philologie mit guten Gründen die Ansicht, dass ausgerechnet der fragliche Vers aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht von Juvenal selbst stammt, sondern erst später von einem Leser eingeflickt worden und dann in den mittelalterlichen Handschriften, die uns Juvenals Gedichte überliefern, stehen geblieben ist,<sup>1</sup> doch muss uns das hier nicht weiter bekümmern: Wer auch immer der wahre Autor des Verses gewesen sein mag – er begegnet uns bei Juvenal zum erstenmal und passt in die Schlussverse der zehnten Satire immerhin so gut hinein, dass man daran fast zweitausend Jahre hindurch nichts auszu-

<sup>1</sup> Vgl. den Text und den kritischen Apparat von J. Willis, *D. Iunii Iuvenalis Saturae sedecim*, Stuttgart / Leipzig 1997.

setzen fand. In diesem Sinne kann man die zitierte Passage durchaus als seinen originalen Kontext ansehen.

Was besagt der Vers nun an dieser Stelle? Im Grunde etwas Einfaches, ja Triviales, das jedem antiken Leser geläufig war: Er paraphrasiert ein schlichtes, damals weitverbreitetes Gebet, in dem man die Götter um *bona mens* und *bona valetudo*, also um einen guten, gesunden Geist und gute körperliche Gesundheit anflehte. Dieses Gebet und damit auch der Verfasser des Verses stellt keinen Kausalzusammenhang zwischen den beiden Dingen her, um die gebetet wird: weder erscheint geistige Gesundheit als Folge körperlicher noch umgekehrt. Ebenso wenig wird gegen körperliche oder gegen geistige Ertüchtigung polemisiert (wenn auch Juvenal selbst, wie die Schlussverse der zehnten Satire zeigen, das zweite viel wichtiger findet). Vielmehr stehen einfach zwei elementare Voraussetzungen für Wohlergehen nebeneinander, die damals wie heute in der Werteskala der meisten Menschen weit oben rangieren.

Wenn dem aber so ist – wie konnte die Phrase dann die Bedeutung annehmen, in der sie uns heute geläufig ist? Dadurch, dass sie sich aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang löste und unabhängig von diesem zu kursieren begann. Das geschah in zwei Schritten.

Der erste wurde durch den Umstand provoziert, dass der Satz *Orandum est ut sit mens sana in corpore sano* eine allgemeine Weisheit in pointierter, eingängiger Form auf den Punkt bringt: Es handelt sich bei ihm um eine Sentenz, wie sie seit der Spätantike gerne aus ihrem Kontext herausgebrochen und in eigenen Sammlungen zusammengestellt wurden. Auf diese Weise wurde auch unser Vers über den Kreis der Juvenal-Leser hinaus bekannt. Allerdings blieb er dabei einstweilen noch an seinen ursprünglichen Sinnzusammenhang gebunden: Man konnte nach wie vor erkennen, dass es in ihm um die richtige Weise ging, zu den Göttern zu beten. Und er war bis in die jüngere Vergangenheit nur eine und dabei keine besonders prominente unter den tausenden lateinischen Redewendungen, die vielen Gebildeten geläufig waren. Lange Zeit hindurch findet man kaum Anzeichen dafür, dass sich das Diktum außergewöhnlicher Beliebtheit erfreut hätte. Juvenalkommentatoren schenken ihm keine besondere Aufmerksamkeit, und es konnte selbst in umfangreichen Sammlungen lateinischer Sprichwörter fehlen.

Geändert scheint sich dies – und das ist der zweite Schritt – erst im Laufe des 19. Jhs. zu haben. *Mens sana in corpore sano* wurde nun immer öfter ohne den Rest des Verses zitiert. Damit trat das Bewusstsein, dass es sich um eine Gebetsanleitung handelte, in den Hintergrund und ging schließlich weithin verloren: Die Sentenz wurde aus einem grammatisch und inhaltlich vollständigen Satz zu einer vieldeutigen Phrase. Wollte man dieser eine sprachlich korrekte und inhaltlich sinnvolle Aussage abgewinnen, so konnte das nur mit Hilfe interpretierender Ergänzungen gelingen. Und solche Interpretamente traten denn auch ab diesem Zeitpunkt an die Stelle des originalen Zusammenhanges: Was den Satztyp betrifft, so verstand man die Redewendung zunehmend als Feststellung; wenn man sie noch als Aufforderung begriff, dann als Aufforderung dazu, selbst für die genannten Güter Sorge zu tragen. Noch folgenschwerer war jedoch, dass man nun begann, das inhaltliche Gewicht einseitig auf einen der beiden Teile zu legen: entweder *Mens sana in corpore sano* oder *Mens sana in corpore sano*. So entstanden die beiden Lesarten, die wir schon kennengelernt haben, die sozusagen vergeistigte und die körperbetonte.

Für die erstgenannte lassen sich prominente Beispiele allerdings nur vereinzelt finden: So zitiert etwa Andrej Wassilitsch Kowrin, der Protagonist von Anton Tschechows 1894 erschienener Kurzgeschichte *Der schwarze Mönch*, die Floskel, um damit seine Sorge um die eigene geistige Gesundheit auszudrücken. Der Name der 1946 gegründeten Hochbegabtenorganisa-

tion *Mensa* bezieht sich nicht nur über die Bedeutung des lateinischen Wortes *mensa* auf den Tisch, um den man sich zum geistigen Austausch versammelt, sondern spielt auch lautlich auf den Anfang von *Mens sana in corpore sano* an.

Bestimmend wurde jedoch dasjenige Verständnis, das den Körper ins Zentrum rückte. In England scheint eine solche Auffassung im Kontext eines neuen Erziehungsideals an Bedeutung gewonnen zu haben, das Persönlichkeiten wie der Bildungsreformer Thomas Arnold (1795–1842) an den dortigen *public schools* zu verwirklichen suchten. Das immer wichtiger werdende Gentleman-Ideal wurde dabei im Sinne einer *muscular Christianity* akzentuiert: Körperliches Training sollte Jugendlichen helfen, nicht nur zu frommen Christen, sondern



Abb. 2: *Mens sana in corpore lacertoso*: Pierre de Coubertin um 1894.

auch zu ganzen Männern heranzureifen, die sich energisch und wirkungsvoll für die gute Sache einsetzen konnten.<sup>2</sup> In diesem Zusammenhang wurde das Schlagwort *Mens sana in corpore sano* immer wieder bemüht. In Deutschland erlebte es einen ähnlichen Aufstieg im Zusammenhang mit dem Gedanken der physischen Kräftigung der Nation und der Wehrtüchtigung. Die Väter der deutschen Turnbewegung, Johann Christoph Friedrich GutsMuths (1759–1839) und Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), scheinen *Mens sana in corpore sano* zwar noch nicht in diesem Sinne instrumentalisiert zu haben, auch wenn v.a. Jahn heute ständig mit dem Spruch in Verbindung gebracht wird. Wenige Jahrzehnte später, im Wilhelminischen Deutschland, berief man sich jedoch ausdrücklich auf ihn, um die Bedeutung einer gesunden, starken und wehrtüchtigen Bevölkerung zu unterstreichen. Der national gesinnte Historiker Heinrich von Treitschke (1834–1896) konnte z.B. in einer seiner Berliner Vorlesungen postulieren, die allgemeine Wehrpflicht sei nicht zuletzt deshalb

wichtig, weil sie die physische Ertüchtigung des Volkes fördere, und man müsse sich in diesem Zusammenhang an die „alte Regel“ *Mens sana in corpore sano* halten.<sup>3</sup> In der Folge wurde die Redensart auch im restlichen Europa immer geläufiger. Dabei konnte sie einerseits aus nationalen Bindungen gelöst und spezifisch sportlich akzentuiert werden: Pierre de Coubertin (1873–1937; Abb. 2), der Vater der modernen Olympischen Spiele, steigerte sie in diesem Sinne zu *Mens fervida in corpore lacertoso*, „Glühender Geist in muskulösem Körper“. Andererseits führt vom militärischen Nationalismus des deutschen Kaiserreichs eine Linie weiter zum Körperkult des Faschismus und des Nationalsozialismus: *Mens sana in corpore sano* wurde unter Mussolini und im Dritten Reich zu einem zentralen Schlagwort im Zusammenhang mit der körperlichen Ertüchtigung der Jugend, die darauf abzielte, gute Soldaten heranzuziehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg treten die militärischen Assoziationen, die sich an das Diktum geheftet haben, zwar im deutschen Sprachraum verständlicherweise in den Hintergrund, in anderen Ländern bleiben sie jedoch präsent: Besonders im angelsächsischen Raum dient die Phrase noch heute einer Reihe von militärischen Trainingsorganisationen als Motto. Wichtiger ist aber der allgemeinere Umstand, dass in ihrem Verständnis weiterhin der körperliche



Abb. 3: Logo des argentinischen Fußballvereins *Asociación Atlética Argentinos Juniors*. Foto: Wikimedia

<sup>2</sup> Vgl. hierzu (und zu Pierre de Coubertin, s.u.) Ch. Ulf, *Ancient Greek Competition – a Modern Construct?*, in: N. Fisher / H. van Wees (Hg.), *Competition in the Ancient World*, Swansea 2011.

<sup>3</sup> Zitiert nach: A.H. Gowans (Hg., Übers.), *Selections from Treitschke's Lectures on Politics*, New York [1914], 102.

Aspekt dominiert: So führen nach wie vor zahlreiche Turnvereine, Sportclubs und Sportschulen *Mens sana in corpore sano* als Devise oder berufen sich darauf (Abb. 3), und in einer globalisierten Wirtschaftswelt kann sich selbst im Namen der japanischen Sportschuhmarke *asics* ein Akronym der Variante *Anima sana in corpore sano* verbergen (Abb. 4). In noch höherem Maße als früher scheint dabei in den letzten Jahrzehnten die Idee in den Vordergrund



Abb. 4: *Anima sana in corpore sano*: Laufschuhe der Marke *asics* (Foto: Ralala)

zu treten, ein gesunder Körper bringe automatisch einen gesunden Geist hervor. Behindertenverbände üben an dieser Vorstellung berechnete Kritik, legt sie doch im Umkehrschluss nahe, wer über keinen gesunden Körper verfüge, könne auch geistig nicht gesund sein. Das hindert jedoch zahlreiche Lebenshelfer und Gesundheitsgurus nicht daran, unter Rückgriff auf das Motto vom gesunden Geist im gesunden Körper sportliches Training zur Steigerung geistiger Leistungsfähigkeit zu propagieren – eine Methode, deren Erfolg sich empirisch allenfalls in ganz bescheidenem Maße verifizieren lässt. Als Reaktion auf die Penetranz, mit der diese Idee mitunter vertreten wird, ist vielleicht die subversiv-parodistische Version *Mens sana in Campari Soda* zu verstehen,

die Sport durch Alkohol ersetzt. Parallel hierzu ist mittlerweile auch eine vagere Lesart fest etabliert, die den Ausdruck mit zeitgenössischen Vorstellungen von körperlich-seelischer Harmonie und Ganzheitlichkeit verbindet. So existiert etwa in Deutschland ein eingetragener Verein namens *Mens Sana*, der sich der ganzheitlichen Lebenshilfe verschrieben hat und auf seiner Homepage verkündet: „*Mens sana* steht für harmonische Ausgewogenheit zwischen Körper, Gefühl, Geist und Seele.“ Die Rede von der Balance zwischen verschiedenen Elementen entbehrt insofern nicht der unfreiwilligen Komik, als die Devise in ihrer abermaligen Verkürzung ja nur mehr eines davon, nämlich den Geist, nennt, während der Körper unterschlagen wird, aber auf solche Feinheiten kommt es hier sowenig an wie darauf, was man sich unter dem zitierten Satz konkret vorzustellen hat. Vielmehr geht es in diesem wie in vielen ähnlichen Fällen einfach darum, eine Formulierung zu finden, auf die der Leser spontan mit positiven Assoziationen und angenehmen Gefühlen reagiert.

*Mens sana in corpore sano* hat eine spannende und eindrucksvolle Karriere hinter sich: Aus der Randbemerkung eines vorwitzigen Lesers wurde es zum Bestandteil eines Klassikertextes, löste sich aus diesem, um als Sprichwort sein Glück zu machen, verkürzte sich vom Sprichwort zur Phrase, wurde als solche zum Schlagwort der Erziehung zum Gentleman wie zum Patriot und Soldaten und bedient mittlerweile den Körperkult und die Sportbegeisterung der Gegenwart ebenso wie ihre diffuse Wohlfühlesoterik! Diese Erfolgsgeschichte ist nicht nur an sich interessant, sondern illustriert auch in großer Deutlichkeit ein Phänomen, das für die Art charakteristisch ist, in der die Antike – ebenso wie andere frühe Epochen und ferne Kulturen – generell in der modernen Welt präsent ist: Elemente, die wir für genuin eigenen Vorstellungen und Wünsche vor Augen führen. Und sie können diese Funktion umso leichter erfüllen, je weniger wir von den Zusammenhängen wissen, in denen sie ursprünglich standen. Beklagenswertes Missverständnis oder fruchtbare Anverwandlung? Das hängt vom jeweiligen Einzelfall ab – und von dem, der ihn beurteilt. So mag sich denn jeder Leser selbst eine Meinung über das wechselvolle Schicksal von *Mens sana in corpore sano* bilden.

## **Frischer Wind aus der Frühen Neuzeit: Das Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien**

**Florian Schaffenrath & Stefan Tilg**

### **1. Einleitung**

Die Innsbrucker Latinistik tut sich schon seit einem guten Jahrzehnt auf dem Gebiet der Neulateinforschung hervor. Die intensive Pflege dieses Gebiets führte zunächst 2002 zum FWF-Projekt „Geschichte der Lateinischen Literatur in Tirol“,<sup>1</sup> in dem weltweit erstmals die mittel- und neulateinische Literaturproduktion einer Region systematisch und in ihrer ganzen Breite untersucht wurde. Die Resultate dieses Projekts werden 2012 in Form von zwei Bänden vorgelegt werden, die einen literaturgeschichtlichen Grundriss der mittel- und neulateinischen Literatur in der historischen Region Tirol (also einschließlich Südtirols und des Trentinos) bieten. Das seit Anfang 2011 für die Dauer von sieben Jahren eingerichtete Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien (LBI-NL) ist insofern ein ‚Nachfolgeprojekt‘ als sein Kernteam sich aus den Mitarbeitern des früheren Projekts rekrutiert. Die Unterschiede hinsichtlich Organisationsstruktur, Zielsetzung und Forschungsprogramm sind allerdings beträchtlich. In diesem kleinen Beitrag möchten wir unser neues Institut in seinen Grundzügen vorstellen. Über Kommentare, Anmerkungen und Anregungen würden wir uns sehr freuen.

Im Gegensatz zur „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol“ und vielen anderen Forschungsprojekten ist das LBI-NL nicht einem Universitätsinstitut oder einer anderen Forschungseinrichtung zugeordnet, sondern ist ein selbständiges Forschungsinstitut. Es wird einerseits von der Ludwig Boltzmann Gesellschaft (LBG; <http://www.lbg.ac.at/>) getragen, andererseits von seinen vier offiziellen Partnern: der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien und dem Pontificio Comitato di Scienze Storiche in Rom. Unter den Partnern hat die Universität Innsbruck insofern einen Sonderstatus, als wir dort unser ‚Hauptquartier‘ aufschlagen durften, die universitäre Infrastruktur nutzen und einem Universitätsinstitut praktisch gleichgestellt sind. Außerdem sind auch eine Reihe von Universitätsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern dem Ludwig Boltzmann Institut zu einem gewissen Prozentsatz überlassen. Die Zusammenarbeit mit unseren anderen drei Partnern ist v.a. deshalb wichtig, weil wir dort Nachwuchsforscherinnen und -forscher postiert haben, die uns mit Quellenmaterial aus Wien, Rom und Freiburg versorgen.

### **2. Die Ludwig Boltzmann Gesellschaft**

Vorweg ein paar Worte zur 1960 gegründeten LBG. Wie unschwer zu erkennen ist, bezieht sie ihren Namen vom großen österreichischen Physiker Ludwig Boltzmann (1844–1906), dessen breite Interessen bei der Gründung als ein Vorbild für die von der LBG angestrebte In-

<sup>1</sup> Vgl. K. Töchterle / M. Korenjak: Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol. Ein Projekt am Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck, in: *Neulateinisches Jahrbuch* 4 (2002), 274–279; S. Tilg: Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol. Ein Forschungsprojekt der Innsbrucker Latinistik, *Circulare* 2/2003, 10–11; F. Schaffenrath / S. Tilg: Lateinische Literatur in Tirol. Ein Forschungsprojekt der Innsbrucker Latinistik, *Der Schlemmer* 78 (2004), 56–65.

terdisziplinarität angesehen wurden. Von Anfang an verschrieb sich die LBG dem Gedanken, vielversprechende, aber in der akademischen Forschungslandschaft noch schlecht etablierte Disziplinen zu fördern. Ein Schwerpunkt lag dabei stets auf der Medizin, aber auch die Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften kommen gelegentlich zum Zug. Diese Philosophie der Förderung des vernachlässigten Bedeutenden kommt der Neulateinforschung natürlich sehr entgegen. Unter Fachgenossen wird heute ja nicht mehr angezweifelt, dass sie neulateinische Literatur die am schlechtesten erforschte ‚große‘ (d.h. mengenmäßig herausragende und geistesgeschichtlich prägende) Literatur Europas ist.<sup>2</sup> Akademische Strukturen zu ihrer Erforschung haben sich bisher aber nur sehr zögerlich entwickelt.

Das tatsächlich umgesetzte Förderprogramm der LBG war in den ersten 40 Jahren ihres Bestehens allerdings nur bedingt effizient. Es war relativ leicht, ein Ludwig Boltzmann Institut zu bekommen, dafür hatte man dann aber auch entsprechend wenig finanzielle Mittel zur Verfügung. Wer wirklich etwas aufbauen wollte, war doch wieder massiv auf die Einwerbung von Drittmitteln angewiesen. Es entwickelte sich ein gewisser Wildwuchs, an dessen Ende 1999 über 130 diverse Ludwig Boltzmann Institute oder institutsähnliche Forschungsstellen standen. Schließlich unterzog sich die LBG 2002 einer Reform und entwickelte neue Förderstrukturen. Die meisten alten Institute wurden geschlossen oder zusammengelegt. Die neuen Institute werden nur noch aufgrund internationaler Gutachten vergeben, müssen ein klares Forschungsprogramm über sieben Jahre vorlegen und verschiedenen Boards regelmäßig Rechenschaft über ihre Aktivitäten ablegen. Außerdem sind die neuen Institute besser ausgestattet, um auch ohne zeitraubende Drittmittelinwerbung eine kritische Masse an Forschungsleistung zu erreichen – dem LBI-NL z.B. stehen 8 ½ volle Stellen zur Verfügung. Seit der ersten Ausschreibung für Institute neuen Stils 2004 ist ihre Zahl auf zehn angewachsen, und es freut uns ganz besonders, dass wir mit der Neulateinforschung hier vertreten sind. Dass das nicht selbstverständlich ist, geht schon aus den Namen der anderen neun neuen Boltzmann-Institute hervor.<sup>3</sup> Im Übrigen darf man vielleicht auch hervorheben, dass das LBI-NL das erste Ludwig Boltzmann Institut in Westösterreich ist.

### **3. Der Leitgedanke des LBI-NL und seine Umsetzung**

Das LBI-NL will mit seinem Forschungsprogramm zu einer breiteren Anerkennung der neulateinischen Philologie als eigener Forschungsdisziplin beitragen. Für ein so großes Vorhaben sind sieben Jahre natürlich eine kurze Zeit. Es schien uns deshalb wichtig, ein konzentriertes Forschungsprogramm unter einer bestimmten Leitfrage zu entwickeln, die die Bedeutung der neulateinischen Literatur auch für verwandte Disziplinen und eine interessierte Allgemeinheit sinnfällig macht. Diese Leitfrage lautet: Welchen Beitrag hat die neulateinische Literatur zur Herausbildung des modernen Europa geleistet? Wir sind der Meinung, dass es unser heutiges Europa ohne die neulateinische Literatur nicht in dieser Form gäbe. Um das zu beweisen, konzentrieren wir uns bewusst auf ‚fortschrittliche‘ Aspekte der neulateinischen Literatur, in denen sich bedeutende kultur- und geistesgeschichtliche Entwicklungen gespiegelt oder angebahnt haben.

<sup>2</sup> Vgl. die Rede von einer „terra incognita“ (W. Ludwig: Die neuzeitliche lateinische Literatur seit der Renaissance, in: F. Graf [Hg.], Einleitung in die lateinische Philologie, Stuttgart 1997, 323–356, hier 324) oder einem „lost continent“ (J. Hankins: The Lost Continent: Neo-Latin Literature and the Rise of Modern European Literatures, in: *Harvard Library Bulletin* 12 [2001], 1–92).

<sup>3</sup> LBI für Health Promotion Research; Health Technology Assessment; Krebsforschung; Klinisch-Forensische Bildgebung; Lungengefäßforschung; Medien.Kunst.Forschung (Ende 2009 geschlossen); Archäologische Prospektion und Virtuelle Archäologie; Europäische Geschichte und Öffentlichkeit; Geschichte und Theorie der Biographie.

Auch unter diesem bestimmten Blickwinkel auf die neulateinische Literatur könnte man natürlich Jahrzehnte forschen. Wir konzentrierten uns bei der Konzeption des Forschungsprogramms deshalb auf Themen, die uns besonders vielversprechend schienen und mit denen wir bestehende Forschungsdefizite füllen können. Wir bestimmten zuerst drei Großbereiche bzw. Forschungsschienen, in denen die neulateinische Literatur unseres Erachtens eine bedeutende zeitgeschichtliche Rolle spielte: Politik, Religion und Mentalitätsgeschichte. Innerhalb dieser Forschungsschienen grenzten wir dann konkrete Projekte ab, an denen wir unsere These exemplarisch ausarbeiten wollen: *Neulatein im Habsburgerreich* und *Neulateinische Grammatiken von Nationalsprachen* (Politik), *Neulateinisches Schuldrama des 18. Jahrhunderts* und *Neulateinische Hymnographie* (Religion), *Die Entdeckung der Berge in der neulateinischen Literatur* und *Neulateinische Ausdrucks poetik* (Mentalitätsgeschichte). Diese Projekte sind zeitlich gestaffelt, sodass wir das jeweils erste Projekt einer Forschungsschiene in den Jahren 1–4, das zweite in den Jahren 5–7 angehen werden. Eine gewisse Diversifikation schien uns bei der Auswahl wünschenswert, um die Bedeutung der neulateinischen Literatur in einer ganzen Reihe von Bereichen aufzuzeigen und dem Einwurf entgegenzutreten, sie habe sich nur in dieser oder jener Nische entfaltet. Unser übergreifendes Erkenntnisinteresse wird in den einzelnen Projekten immer erkenntnisleitend wirken und nicht zuletzt in einer abschließenden, zusammenfassenden Monographie deutlich hervortreten. Darüber hinaus sind in allen Projekten Aufsätze, Editionen von Schlüsseltexten und monographische Darstellungen vorgesehen. Im Folgenden beschränken wir uns auf eine kurze Charakterisierung der jeweils für die Jahre 1–4 vorgesehenen Projekte, um einen Eindruck von unserem Stoff und unserem Ansatz zu geben.

#### 4. Neulatein im Habsburgerreich

Vor dem Hintergrund des komplexen Gefüges des multinationalen Habsburgerreiches kam dem Lateinischen vom 16.–19. Jahrhundert nicht nur eine bedeutende Rolle als *lingua franca* zu. Latein war einerseits ein beliebtes Mittel, um einer umfassenden Reichsidentität Ausdruck zu verleihen, andererseits ein geeignetes Medium, um nationale oder regionale Identität auszudrücken. Unser Projekt möchte zeigen, wie sowohl zentripetale, reichsbildende, als auch zentrifugale, nationale Kräfte Latein als Medium für ihre Zwecke nutzten. Dies geschieht anhand zweier unterschiedlicher Textcorpora, die zum einen dem Bereich der *belles lettres*, zum anderen dem des politisch-administrativen Schrifttums und der Publizistik entstammen.

Was den erstgenannten Bereich betrifft, wenden wir uns dem neulateinischen Roman zu, dem im Habsburgerreich eine besondere politische Bedeutung zukam. Im Gegensatz zu den (in vielen Bereichen vergleichbaren) neulateinischen Epen sind Romane in diesem Kontext zwar in geringerer Zahl entstanden, scheinen aber eine breitere Rezeption gefunden zu haben, worauf nicht zuletzt auch Übersetzungen für ein des Lateinischen nicht mächtiges Publikum schließen lassen.

Wie schon Jozef IJsewijn und Dirk Sacré festgestellt haben, bietet der neulateinische Roman insgesamt noch ein weites Betätigungsfeld für neue Forschungen.<sup>4</sup> Spätestens seit dem Erscheinen von John Barclays politischem Roman *Argenis* 1621 darf die Bedeutung dieser Gattung nicht mehr unterschätzt werden; ihre politische Relevanz ist mit der ihres angesehenen Bruders, des Epos, durchaus vergleichbar. Der Erfolg der *Argenis* zeigt sich in über 50 lateinischen Ausgaben, Übersetzungen in nahezu alle Volkssprachen und in der Tatsache,

<sup>4</sup> J. IJsewijn / D. Sacré: Companion to Neo-Latin Studies, Bd. 2, Löwen 1998, 256.

dass das Werk zur regelrechten Pflichtlektüre angehender Politiker gehörte. Es verwundert daher nicht, dass Barclay zahlreiche Schriftsteller zur Nachahmung anregte; viele von ihnen kamen aus dem Habsburgerreich. Die Gründe werden im Laufe unserer Forschungen einerseits im multinationalen Charakter dieses Reiches zu suchen sein, andererseits in der spezifischen Dialektik zwischen zentripetaler Reichsbildung und zentrifugaler Suche nach nationaler (bzw. regionaler) Identität.

Die wichtigsten Romane, die zunächst einmal die Textgrundlage für dieses Projekt bilden, sind: A. W. Ertl, *Austriana regina Arabiae* (Augsburg 1687, <sup>2</sup>1717; deutsche Übersetzung 1723; ungarische Übersetzungen 1763 und 1808), *Aeneas Habsburgus* (Tyrnau 1695) und A. Dugonics, *Argonauticorum sive de vellere aureo libri XXIV* (Pozsony / Kassa [heute: Bratislava / Košice] 1778). Von diesen Romanen wurde bisher nur Ertls *Austriana regina Arabiae* etwas näher untersucht.<sup>5</sup> Dem Text kommt als möglichem Modell der weiteren Romanproduktion im Habsburgerreich besondere Bedeutung zu. In starker fiktionaler Verfremdung werden die aktuellen politischen Konflikte, v.a. rund um die zweite Türkenbelagerung Wiens 1683, für den jungen Fürsten Erzherzog Joseph I. (1678–1711) illustriert. Vor einer exotischen Kulisse muss Austriana (Österreich), die Königin von Arabia (das Habsburgerreich), zusammen mit ihrem Mann Aurindus (das Heilige Römische Reich) gegen Altomira und Tigrana, die Königinnen von Babylonien (Frankreich), und ihren Verbündeten Torvan, den König von Indien (das Osmanische Reich), kämpfen. Nach langen Entbehrungen können Austriana und Aurindus den Sieg nur erringen, weil Aurindus im alles entscheidenden Kampf Austriana die Führung überlassen hat. Ähnlich wie in Barclays *Argenis* finden sich auch in Ertls Roman zahlreiche politische Exkurse, die den angehenden Staatsmann direkt belehren sollen.

Die *Austriana regina Arabiae* ist ein Beispiel für neulateinische Literatur, die die zentripetalen Kräfte des Habsburgerreiches unterstützt. Zusammenhalt und Führungsanspruch Österreichs sind wichtige Themen des Romans. Aufgrund der reizvollen literarischen Ausgestaltung sprach er eine breite Leserschaft an; etwa hundert Jahre nach seinem Entstehen stellt Michel Denis den Roman in seiner von den Zeitgenossen geschätzten Literaturgeschichte auf eine Stufe mit Boccaccio, Cervantes oder Richardson.<sup>6</sup>

Ziel des vorgestellten Projektes ist es nun zunächst, einen Überblick über die neulateinische Romanproduktion im Habsburgerreich zu bekommen, um sie dann nach ihrer politischen Intention zu untersuchen. Von den bereits bekannten Werken scheint der *Aeneas Habsburgus* in der reichseinenden Tradition Ertls zu stehen, während Dugonics' *Argonautica* v.a. die österreichische Herrschaft in Ungarn ambivalenter sehen. Außerdem müssen diese Werke auch im Zusammenhang mit der volkssprachlichen Romanproduktion gesehen werden. Dugonic war beispielsweise ein wichtiges Vorbild für den ersten ungarischen Roman (*Etelka*, 1788), in dem ebenso die österreichische Herrschaft in Ungarn in verschlüsselter Form thematisiert wird.

Das zweite Unterprojekt des Habsburgerprojektes wendet sich ganz anderen Textsorten zu und beschäftigt sich einerseits mit neulateinischen Verwaltungstexten, andererseits mit Journalismus und Publizistik: Man darf allgemein annehmen, dass Latein eine wichtige Rolle in der Verwaltung des Habsburgerreiches gespielt hat. Einschlägige Forschungen gibt es v.a.

<sup>5</sup> S. Tilg: Anton Wilhelm Ertl's *Austriana Regina Arabiae* (1687): A Little Known Latin Novel, erscheint in den Akten des 14. Kongresses der International Association for Neo-Latin Studies in Uppsala, 2.–8. August 2009.

<sup>6</sup> M. Denis: Einleitung in die Bücherkunde, Bd. 2: Literargeschicht [!], Wien 1778, 303.

zur Verwaltung in Ungarn, wo Latein bis 1848 als offizielle Sprache ausgewiesen war.<sup>7</sup> Ebenfalls thematisiert wurde die Frage nach der offiziellen Sprache für Kroatien.<sup>8</sup>

Was den Journalismus im Habsburgerreich betrifft, ist die Quellenlage heute insofern günstig, als mittlerweile zahlreiche Zeitungen des 17.–19. Jahrhunderts online zugänglich gemacht worden sind, darunter die erste ungarische Zeitung, die zwischen 1705 und 1710 in lateinischer Sprache unter dem Titel *Mercurius Veridicus* erschienen ist. Die zweite ungarische Zeitung (*Nova Posoniensia*, 1721–1723) ist zwar 1972 in einem Neudruck erschienen,<sup>9</sup> hat aber noch nicht die Aufmerksamkeit der Forschung erregt. Schlechter steht es um lateinische Flugblätter, die wohl nur in Ausnahmefällen<sup>10</sup> aufbewahrt und gesammelt wurden. Ein guter Teil des erhaltenen Materials wurde nun aber über einen Spezialkatalog der Österreichischen Nationalbibliothek<sup>11</sup> zugänglich gemacht.

Vor dem Hintergrund der Leitfrage dieser Forschungsschiene nach der zentripetalen bzw. zentrifugalen Wirkung der neulateinischen Sprache ergibt sich im Bereich des pragmatischen Schrifttums ein komplexes Bild: Latein diente beiden Strömungen als Medium, sowohl der reichseinenden als auch der föderalistischen: Petitionen und Ansuchen aus den Randgebieten des Reiches (z.B. Norditalien oder Burgund) bedienten sich der lateinischen Sprache ebenso wie Botschafter fremder Nationen. Während hier in den meisten Fällen wohl praktische Gründe im Vordergrund standen, ist der Fall in den ungarischen Reichsteilen anders gelagert: Dort ist die Entscheidung für Latein auch als eine Entscheidung gegen die von Wien propagierte deutsche Sprache zu verstehen. Wenn man sich fragt, warum man in Ungarn nicht versuchte, Ungarisch als offizielle Landessprache einzuführen, muss man an die Minderheiten in Ungarn, z.B. an die Kroaten, denken, die Ungarisch nie akzeptiert hätten, wohl aber Latein, eine Sprache mit einer gewissen Äquidistanz zu allen Volksgruppen.

Diese These lässt sich exemplarisch an den frühen Zeitungen verifizieren: In Wien erschienen Zeitungen von Beginn an auf Deutsch, so z.B. die *Ordentliche (Post)Zeitung* seit 1621, der *Mercurius* seit 1703 oder das *Wienerische Diarium* seit 1703. Der ungarische *Mercurius Veridicus* aber erschien auf Latein und geht auf eine Initiative des Revolutionärs Rákóczi Ferenc zurück. Allein schon der polemische Titel, der auf den Wiener *Mercurius* anspielt, aber anders als dieser verspricht, die Wahrheit zu verkünden, verrät die antihabsburgische Linie des Blattes. Was die Flugblätter betrifft, lassen sich noch kaum Aussagen treffen. Es steht nur soviel fest, dass lateinische und bilingue Flugblätter im multiethnischen Habsburgerreich viel länger gedruckt wurden als im Rest Europas, wo die Produktion ab der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts praktisch den Volkssprachen vorbehalten ist.

##### 5. Neulateinisches Schuldrama des 18. Jahrhunderts

Das lateinische Schuldrama war vom 16.–18. Jahrhundert die zeitlich beständigste und geographisch weitreichendste Theaterinstitution Europas. Dank seiner sozialen Durchlässigkeit und der regelmäßigen öffentlichen Auftritte der Schüler prägte es das kulturelle Leben gan-

<sup>7</sup> J. IJsewijn: Companion to Neo-Latin Studies. Part I. History and Diffusion of Neo-Latin Literature, Löwen 1990<sup>2</sup>, 214–222.

<sup>8</sup> IJsewijn 1990 (wie Anm. 7), 91–100.

<sup>9</sup> J. Telgársky (Hg.), *Nova Posoniensia 1721–1722*, Bratislava 1972.

<sup>10</sup> Vgl. W. Harms: Lateinische Texte illustrierter Flugblätter. Der Gelehrte als möglicher Adressat eines breit wirksamen Mediums der frühen Neuzeit, in: K. Grubmüller / G. Hess (Hg.): *Bildungsexklusivität und volkssprachliche Literatur. Literatur vor Lessing – nur für Experten?*, Tübingen 1986, 74–85.

<sup>11</sup> Vgl. [http://aleph.onb.ac.at/F?func=file&file\\_name=login&local\\_base=flu](http://aleph.onb.ac.at/F?func=file&file_name=login&local_base=flu).

zer Städte im Medium der lateinischen Sprache. In späteren Zeiten gilt das natürlich v.a. für das katholische Schuldrama der mittel- und osteuropäischen Länder – andere Konfessionen und Länder gingen früher zu den jeweiligen Nationalsprachen über. Es wäre aber falsch, das späte katholische Schuldrama deshalb als überholtes Residuum zu betrachten, wie das vielfach getan wird. Es lassen sich in ihm vielmehr sensible Reaktionen auf die jeweiligen Zeitumstände beobachten. Das bedeutendste Beispiel hierfür ist das Jesuitendrama, auf das wir uns in dieser Kurzvorstellung beschränken (das Projekt wird aber auch andere Formen des neulateinischen Schuldramas des 18. Jahrhunderts einschließen).

Das Forschungsdefizit für das Jesuitendrama des 18. Jahrhunderts ist eklatant und zeigt sich schlagend daran, dass einschlägige Standardwerke einfach im 17. Jahrhundert abbrechen.<sup>12</sup> Dieses Desinteresse gründet auf der Annahme, dass das späte Jesuitendrama seinen ‚eigentlichen‘ Nährboden, die Gegenreformation, überlebt habe und damit kulturell bedeutungslos geworden sei. Tatsächlich steht diese starke Annahme aber in umgekehrtem Verhältnis zur schwachen Erforschung des Jesuitendramas des 18. Jahrhunderts. Schon ein Blick auf Valentins Repertorium<sup>13</sup> von Aufführungen im deutschen Sprachraum zeigt, dass zumindest gemessen an der Zahl der Aufführungen das Jesuitendrama erst im 18. Jahrhundert seinen Höhepunkt erlebte und sich bis hin zur päpstlichen Aufhebung des Jesuitenordens 1773 großer Beliebtheit erfreute. Das Bild einer plötzlichen Hinrichtung scheint demnach passender als das einer inneren Krise. Das Jesuitendrama des 18. Jahrhunderts sollte nicht allein deshalb pauschal entwertet werden, weil es sich nicht mehr mit denselben Themen wie jenes des 16. und 17. Jahrhunderts auseinandersetzt. Es gilt, seine Innovationen vor dem Hintergrund neuer Zeitumstände zu würdigen.<sup>14</sup> Diese Zeitumstände sind, vereinfachend zusammengefasst, von der Frühaufklärung und einer zunehmenden Verbürgerlichung und Säkularisierung geprägt. Das damalige Jesuitentheater tat im Grunde nur das, was es auch in den vorigen Jahrhunderten getan hatte: Es passte sich neuen Ideen und Denkweisen an und prägte diese damit z.T. auch wieder mit.

Das Jesuitendrama stellte nun z.B. verstärkt bürgerliche Helden und Themen (etwa Familienleben und Eheproblematik) dar. Die Anzahl von Stücken über Heilige und heiligmäßige lebende Männer und Frauen ging signifikant zurück. Stattdessen eroberten sich Helden aus der klassischen Antike, die mehr dem natürlichen Licht der Vernunft und Ethik als einem spezifischen religiösen Dogma folgten, ihren Platz auf der Jesuitenbühne – ein herausragendes Beispiel ist hier die Tragödie *Themistocles* von Anton Claus (1691–1754), die 1733 in Innsbruck aufgeführt wurde und von uns als ein Schlüsseltext ediert werden wird. Claus' Tragödie ist auch ein Beispiel für die Qualität und den Erfolg, den das späte Jesuitendrama erreichen konnte. Niemand, der dieses Stück (oder andere Stücke aus Claus' Œuvre) gelesen

<sup>12</sup> J. Müller: *Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665)*, 2 Bde., Augsburg 1930; J.-M. Valentin: *Le théâtre des Jésuites dans les pays de langue allemande (1554–1680): Salut des âmes et ordre des cités*, 3 Bde., Bern 1978.

<sup>13</sup> J.-M. Valentin: *Le Théâtre des Jésuites dans les pays de langue allemande. Répertoire chronologique des pièces représentées et des documents conservés (1555–1773)*, 2 Bde., Stuttgart 1983–1984.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden z.B. S. Tilg: *Die Entwicklung des Jesuitendramas vom 16.–18. Jahrhundert: Eine Fallstudie am Beispiel Innsbruck*, in: R. F. Gleis / R. Seidel (Hg.): *Das lateinische Drama der Frühen Neuzeit: Exemplarische Einsichten in Praxis und Theorie*, Tübingen 2008, 183–99; ders.: *Innsbrucker Sonderwege innerhalb der Entwicklung des Jesuitentheaters im 18. Jahrhundert?*, in: C. Meier-Staubach / A. Kemper (Hg.): *Das Theater des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit zwischen regionaler Differenzierung und gesamteuropäischer Orientierung (im Erscheinen)*.

hat, kann ernsthaft von Dekadenz sprechen. Sogar ein ausgeprägter Dialog mit der volkssprachlichen Literatur lässt sich anhand von Claus' Stücken nachweisen: Der Autor setzte sich in seiner Dramaturgie explizit mit Pierre Corneille auseinander; Claus' eigene Dramen wiederum erschienen noch 1776 in zwei deutschen Übersetzungen.<sup>15</sup> Schließlich lässt sich am *Themistocles*, in dem der griechischen Demokratie eine gewisse Sympathie entgegengebracht wird, ein latenter Widerspruch zeigen, der das Jesuitendrama des 18. Jahrhunderts wie ein roter Faden durchzieht: Es brachte republikanische Helden auf die Bühne eines Ordens und einer Gesellschaft, die sich an sich zur monarchischen Staatsform bekannte. Die Deutung dieser Ambivalenz ist dort besonders delikate, wo – wie in der Habsburgermonarchie – in den letzten Jahrzehnten des Jesuitendramas massiver politischer Druck auf das als unzeitgemäß betrachtete jesuitische Schulsystem ausgeübt wurde. Sicher wäre es ein Kurzschluss, wie manche spätere Jesuitenkritiker zu behaupten, dass die Jesuiten die geistige Saat der französischen Revolution gesät hatten. Doch es bleibt grundsätzlich auszuloten, inwiefern das späte Jesuitentheater aufklärerische Ideen transportierte (hier gibt es auch eine willkommene Überschneidung mit der Forschungsschiene Politik). Solchen Fragen möchte das Projekt nachgehen und damit zeigen, dass das lateinische Schuldrama des 18. Jahrhunderts sehr wohl am Puls der Zeit war. Wir werden uns dabei auf eine große, internationale Materialbasis stützen, gleichzeitig aber auch regionalen Sonderentwicklungen (z.B. in verschiedenen Ordensprovinzen) Rechnung tragen. Über Editionen und Studien hinaus sollen sämtliche bearbeitete Spielprogramme (Periochen) und Spieltexte digitalisiert und öffentlich zugänglich gemacht werden.

## 6. Die Entdeckung der Berge

Die dritte Forschungsschiene *Neulatein und Mentalitätsgeschichte* widmet sich zunächst einem Projekt zur ‚Entdeckung der Berge‘ in der neulateinischen Literatur: Der Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit bringt eine wesentliche Änderung in der Einstellung zur Natur mit sich.<sup>16</sup> Dies lässt sich besonders gut an einer Landschaft demonstrieren, die auf den ersten Blick als dem Menschen feindlich erscheint, dem Hochgebirge. Über viele Jahrhunderte wurden die Berge als gefährliche und schreckenerregende Teile der Erde gesehen. Heute sind sie längst für den Tourismus entdeckt und gelten als Orte, an denen der Mensch fern von den Nöten des Alltags zu sich selbst finden kann. Wie und wann kam es zu dieser Neubewertung?

Die herrschende *communis opinio* sieht in der ‚Entdeckung der Berge‘ ein Phänomen des 18. Jahrhunderts und der Aufklärung. Albrecht von Hallers Gedicht *Die Alpen* (1729) und Jean-Jacques Rousseaus Briefroman *La nouvelle Héloïse* (1761) gelten als zentrale Texte dieser Veränderung.<sup>17</sup> Diese These ist falsch. Haller und Rousseau haben durch ihre enorme Verbreitung zur Popularisierung eines neuen Bergbildes beigetragen, aber als seine Erfinder

<sup>15</sup> P. Antons Claus Trauerspiele nebst seinen kritischen Anmerkungen über dieselben. Aus dem Lateinischen übersetzt, Augsburg 1776; Die Trauerspiele des Klaus: Aus dem Lateinischen, Amberg 1776.

<sup>16</sup> Vgl. G. E. Thüry / H. Kühnel / R. P. Stieferle: Natur/Umwelt, in: P. Dinzelbacher (Hg.), Europäische Mentalitätsgeschichte, Stuttgart 1993, 556–591.

<sup>17</sup> Vgl. z.B. K. Ziak: Der Mensch und die Berge, Wien / Zürich / Prag 1936, 28–41. Francesco Petrarca Bestimmung des Mont Ventoux (fam. 4,1) wird hin und wieder als Vorläufer dieser Entwicklung zitiert, ist aber in einem anderen Kontext zu sehen, vgl. H. Hofmann: War er oben oder nicht? Retraktationen zu Petrarca, Familiars 4, 1, in: W. Kofler / M. Korenjak / F. Schaffnerath (Hg.): Gipfel der Zeit. Berge in Texten aus fünf Jahrtausenden, Freiburg i.Br. / Berlin / Wien 2010 (Paradeigmata, 12), 81–102.

können sie nicht gelten. Der Grund für die bisherige Vernachlässigung ihrer Vorgänger ist darin zu suchen, dass diese nicht in einer Volkssprache, sondern in Latein schrieben.

Trotz des generell negativen Bildes der Berge konnte ihnen von Anfang an auch Positives abgewonnen werden: Sie waren etwa numinöse Landschaften, z.B. als Sitz der Götter im Olymp. In der hippokratischen Schrift *Peri aéron, hydáton, tópon* werden die Berge als Orte beschrieben, die eine physisch und mental starke Bevölkerung hervorbringen. Diese und ähnliche Überlegungen brachten den Schweizer Chronisten Johannes von Winterthur in seiner Beschreibung der Schlacht von Morgarten (1315) zu der Ansicht, dass Berge ihren Bewohnern eine gewisse Freiheitsliebe eingeben. – In Kaiser Maximilians *Theurdank* (Nürnberg 1517) steigert sich der Ruhm eines Helden, wenn dieser seine Glanzleistungen in schwierigem Gelände, z.B. im Gebirge, vollbringen konnte. – Frühe Wissenschaftler entdeckten die Berge dann als Orte, an denen sich interessante geographische, botanische oder vulkanologische Forschungen durchführen ließen.

Ausgehend von solchen Vorstufen hat sich in der Schweiz in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein grundlegend neues Bild von den Bergen entwickelt: Schweizer Humanisten begannen, Berge zu besteigen und ihre Erlebnisse literarisch festzuhalten.<sup>18</sup> Der Zürcher Botaniker und Zoologe Konrad Gesner (1516–1565) fühlte sich durch die Betrachtung der Berge regelrecht erhoben: Zwei Traktate aus seiner Feder (*Epistola ad Jacobum Avienum de montium admiratione* und *Descriptio Montis Fracti sive Montis Pilati ut vulgo nominant juxta Lucernam in Helvetia*) werden zu wichtigen Ausgangspunkten für unsere weiteren Forschungen werden. Ob Gesner und die Leute aus seinem Umfeld tatsächlich am Beginn dieser Entwicklung stehen oder ob es noch andere Vorläufer gibt, gehört zu den Forschungsfragen dieser Schiene.

## 7. Ausblick

Unsere Projekte zeigen Neulatein und die neulateinische Literatur von einer vielleicht ungewohnten Seite: als zeitgeschichtlich aktuellen Faktor politischer Bewusstseinsbildung, als Instrument einer katholischen Aufklärung und als Vorreiter eines neuen Naturbildes. Wenn es uns gelingt diese vorwärtsschauende Bedeutung der neulateinischen Literatur exemplarisch herauszuarbeiten, werden wir unseren Zweck erfüllt und hoffentlich auch dazu beigetragen haben, die bisher kaum institutionalisierten neulateinischen Studien in der Forschungslandschaft breiter aufzustellen.

### Kontaktadressen:

Florian Schaffnerath und Stefan Tilg  
Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien  
Langer Weg 11  
6020 Innsbruck  
<http://neolatin.lbg.ac.at>  
[florian.schaffnerath@neolatin.lbg.ac.at](mailto:florian.schaffnerath@neolatin.lbg.ac.at)  
[stefan.tilg@neolatin.lbg.ac.at](mailto:stefan.tilg@neolatin.lbg.ac.at)

<sup>18</sup> So berichtet etwa der St. Gallener Reformator Joachim Vadian, über seine Besteigung des Mons Pilatus bei Luzern 1518. Johannes Rhellicanus aus Bern verfasste ein Kurzepos über seine 1537 erfolgte Besteigung des Stockhorn, eines Berges, auf den es um 1560 auch Benedictus Aretius zog. All diese zunächst botanisch motivierten Wanderungen mündeten in attraktive Texte, die nicht nur reine Listen von Pflanzen und Kräutern bilden.

## Stichwort: „Cyber-War“\*

Klaus Bartels

Cyberspace: das ist der Raum, in dem es kein Links und Rechts, kein Hier und Dort, kein Nah und Fern mehr gibt; da sind Wildwest und Fernost, Arktis und Feuerland alle nur den einen gleichen Mausklick weit entfernt; da gibt es nicht einmal grüne, nicht einmal graue Grenzen, und wenn ein Wächter da sein „Wer da? Woher? Wohin?“ hineinruft, so schallt allemal ein „Niemand! Nirgendwoher! Überallhin!“ zurück. Und nach den Star-Wars, die als erster Lukian in seinen „Wahren Geschichten“ ausgesponnen hat, gibt es nun auch einen Cyber-War, von dem der große Fabulierer sich noch nicht hat träumen lassen, globale Cyber-Attacken und eine Schweizer Cyber-Defense.

Auch dieses „Cyber-“ selbst kommt aus dem Nirgendwo. Klicken wir auf diese Chiffre, so erscheinen zunächst die englischen, 1948 von Norbert Wiener geprägten *cybernetics*, deutsch „Kybernetik“, die „Steuer“-Künste der Regeltechnik, danach der griechische *kybernétes*, der „Steuermann“, samt seiner *kybernetiké (téchné)*, seiner „Steuermannskunst“, und schließlich das Grundwort *kybernán*, „steuern“. Mehr kann uns kein Etymo-Server servieren: Dieser *kybernétes* begegnet zuerst ein-, zweimal in der „Ilias“, schon öfter in der „Odyssee“; aber er ist doch selbst ein Irrfahrer im Wörtermeer, ohne jede Verwandtschaft im Griechischen, wer weiß, von wo an griechische Küsten verschlagen.

Umso genauer können wir den weiteren Kurs dieses *kybernétes* verfolgen. Im Ersten Punischen Krieg sind die Römer durch die Griechenstädte Süditaliens und Siziliens zu einer Kriegsflotte gekommen, und die brachte ihre Seemannssprache ins Lateinische ein. Fortan musterte der griechische *naútes*, eigentlich „Schiffsmann“, unter römischem Kommando als *nauta* an, räuberte der griechische *peirates* – eigentlich: „der’s probiert, der’s riskiert“ – in römischen Gewässern munter als *pirata* weiter, kehrte die griechische, ionische *nausíe*, eigentlich „Schiffskrankheit“, den römischen Weltwunder-Touristen als *nausea* den Magen um. Alles „Nautische“ bis hinauf zu den „Astronauten“ bezeugt bis heute den Primat der griechischen Seefahrt. Entsprechend wurde aus dem griechischen *kybernán* für das „Steuern“ eines Schiffes ein lateinisches *gubernare*, aus dem *kybernétes*, dem „Steuermann“, ein *gubernator* – und zu ihm gesellte sich im Lateinischen nun noch eine *gubernatrix*, eine „Steuerfrau“.

Natürlich hat es weder auf griechischen noch auf römischen Schiffen damals eine Steuerfrau gegeben. Aber in der Bildersprache der Antike figurierte auch der Mensch, auch der Staat als ein Schiff in bewegter See, und da mochte auch eine weibliche Hand das Steuer führen. In Terenzens „Eunuchus“ preist ein junger Liebender die Fortuna als die *gubernatrix*, die „Steuerfrau“, seines Lebensglücks, und in seiner Schrift „Über den Redner“ rühmt Cicero die Redekunst als die *gubernatrix*, die „Steuerfrau“, der Staaten. Diese staatsmännische – und mittlerweile auch unbildlich staatsfrauliche – Steuerkunst hat später aus dem alten *gubernator* einen französischen *gouverneur* und sein *gouvernement*, einen englischen *governor* und sein *government* werden lassen. Aber wer denkt bei einer altjüngferlichen „Gouvernante“ noch an eine Steuermannskunst in Sturm und schwerer See?

\* Dieser Beitrag wurde erstmals am 24.12.2010 in der *Neuen Zürcher Zeitung* publiziert.

Norbert Wiener hat mit seinem Buchtitel *Cybernetics*, „Kybernetik“, aufs Griechische zurückgegriffen, und über die Informationstheorie hat diese „Steuerkunst“ einen speziellen Bezug zum Internet gewonnen. Der Argonautenmythos erzählt von dem Steuermann Tiphys und seiner windschnellen „Argo“ und weiter von den Symplegaden, den zwei „zusammen-schlagenden Felsen“ am Bosphoros, die zuerst einer vorausgeschickten Taube eine Schwanzfeder und dann dem Schiff das hinterste Heck abgeschlagen hätten. Jetzt haben die zwei neuen Symplegaden Kürzungslust und Silbensprung zugeschlagen und die schwere „Kybernetik“ zu einem leichten „Cyber-“, zum Cyber-War im Cyber-Space, zu Cyber-Attacken und Cyber-Defense zurechtgestutzt.

---

### Anmerkung der LF-Redaktion

Wir möchten auf die folgende Neuerscheinung von Klaus Bartels hinweisen (siehe auch die Besprechung in diesem Heft):

**Klaus Bartels:**  
**Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen,**  
 Darmstadt/Mainz: Philipp von Zabern 2011  
 (199 S; ISBN: 978-3-8053-4369-5; € 19.90 [D], € 20.50 [A])



## Formen des Imperialismus gestern und heute. Antike als Modell und Gegenbild – ein Essay

Friedrich Maier

Der Engländer Francis Bacon (1561 - 1626) gilt heute unangefochten als der Inaugurator des technisch-technologischen Zeitalters. Er war sich schon damals seiner revolutionären Rolle bewusst. Seinem enzyklopädischen Hauptwerk hat er den stolzen Titel „Große Erneuerung“ (*Instauratio magna*, 1620) gegeben. Das Bild auf der Titelseite verkündet seinen hohen Anspruch. Wie zu Beginn der Neuzeit europäische Abenteurer, von Entdeckerlust getrieben, auf Schiffen durch die Säulen des Herkules fahren, um aus der alten Welt aufzubrechen und in den Weiten des Ozeans neues Land zu finden, sich also eine „Neue Welt“ (*Mundus novus*) zu erschließen, so will Bacon die Menschheit durch eben diese Säulen in eine neue Welt des Geistes führen. *Multi pertransibunt et augebitur scientia*. „Viele werden hindurch fahren und das Wissen wird sich mehren“. So der Untertitel des Bildes.



*Multi pertransibunt et augebitur scientia*

Francis Bacon (Baron von Bacon aus Verulam), Lordkanzler Englands

### 1. „Wissen ist Macht“

Die von Bacon propagierte Entdeckerlust zielt auf Zugewinn an Wissen, darauf, die Welt auf neue Weise geistig zu erobern. Denn dabei gewonnenes Wissen verleiht Macht. Sein berühmtester Satz lautet bekanntlich: „Wissen ist Macht“ (*Scientia est potentia*). Inwiefern? Den Beweis dafür liefern uralte Modelle der Weltbemächtigung und, daraus entwickelt, sein auf die Zukunft gerichtetes philosophisches Konzept, das die große Erneuerung aller Wissenschaften zum Ziel hat, - worin er die Chance zur Herrschaft über die Menschen und über die Natur (*imperium in naturam et imperium in homines*) erkennt. Die Zauberformel, die den Erfolg garantiert, ist für Bacon die praktische Anwendung von allem gewonnenen Wissen. Forschungsergebnisse sind, so seine strikte Forderung, in die Praxis umzusetzen (*ad practicum transmittere*).

Bacon gerät dadurch bewusst in eklatanten Widerspruch zu aller bisherigen Tradition; seine Gegner sind vornehmlich die antiken Griechen, deren Erkenntnisleistungen er zwar anerkennt, deren Forschungsprinzip der Erkenntnis um der Erkenntnis willen, des „Wissens an sich“ (*ipsum Scire*) er aber mit schärfster Polemik begegnet. Das Paradoxon seines Vorgehens liegt allerdings darin, dass er seine neue Philosophie in lateinischer Sprache an Fällen der griechisch-römischen Welt der Antike exemplifiziert. Ein Kleinod seiner wissenschaftlichen Arbeit ist sein Opusculum „*De sapientia veterum*“, und darin wiederum das kurze Traktat „*Sphinx sive scientia*“. Es enthält gleichsam in nuce das Programm seiner philosophischen Ambition, wobei den zur Argumentation herangezogenen antiken Figuren und Ereignissen symbolische Bedeutung zukommt.

Zugleich treten direkt oder indirekt mehr oder weniger deutlich, wie in einem Brennpunkt zusammengefasst, alle Formen der Weltbemächtigung zu Tage, so dass eine pädagogisch außerordentlich wert- und wirkungsvolle Beschäftigung mit dem Phänomen „Imperialismus“ möglich wird. Das lateinische Wort *imperium/imperare*, von dem dieser weltweit bekannte und heute mehr denn je relevante Begriff abgeleitet ist, erscheint im Text auffallend häufig (10x), gewiss als Leitbegriff fungierend, an herausgehobener Stelle, ebenso herausgehoben sind die Ziele und Möglichkeiten, die sich daraus für alle Fälle einer Herrschaft des Menschen ergeben. Seine Lektüre bietet sich deshalb geradezu als Element eines *studium generale* für politische Bildung an. Der Lateinunterricht verwaltet hier authentisch einen europäischen Grundtext, von dem aus sich eine mächtige Brücke zwischen Antike und Gegenwart schlagen lässt. Er sei deshalb – mit einer kürzeren Auslassung - zunächst zitiert (mit Hervorhebung der hier einschlägig wichtigen Aussagen):

## 2. Der lateinische Text



Francis Bacon  
*confusus in illis, magna saevitia*

### SPHINX SIVE SCIENTIA

Traditur **Sphinx** fuisse monstrum specie multiforme, facie et voce virginis, pennis volucris, unguibus gryphis. Iugum autem montis **in agro Thebano** tenebat et vias obsidebat. Mos autem ei erat viatores ex insidiis invadere ac comprehendere, quibus in potestatem redactis **aenigmata quaedam obscura** et perplexa proponebat, quae a Musis praebita et accepta putabantur.

Ea si solvere et interpretari miseri captivi non possent, haesitantes et dilaniabat. Haec calamitas cum diu grassaretur, praemium propositum est a Thebanis ipsum Thebarum imperium viro, qui Sphingis aenigmata explicare posset; neque enim alia superandae illius ratio erat. Tanto pretio excitatus Oedipus, vir acer et prudens, sed pedibus laesis et perforatis, condicionem accepit et experiri statuit. Postquam autem fidens animi et alacer se coram Sphinge stetit, illa ab eo quaesivit, quale tandem illud animal esset, quod primo quadrupes natum, postea bipes actum esset, deinde tripes, ad extremum rursus quadrupes.

Ille praesenti animo respondit illud in hominem competere, qui sub ipsum partum et infantiam quadrupes provolvitur et vix reperi tentat; nec ita multo post erectus et bipes incedit; in senectute autem baculo innititur et se sustentat, ut tamquam tripes videatur; extrema autem aetate decrepitu senex, labantibus nervis, quadrupes decumbit, et lecto affigitur. Itaque vero responso victoriam adeptus Sphingem interemit; cuius corpus asello impositum veluti in triumpho ducebatur; ipse autem ex pactis rex Thebanorum creatus est.

<...>

Proponit autem Sphinx quaestiones et aenigmata mortalibus varia et difficilia, quae accepit a Musis. Ea tamen, quamdiu apud Musas manent, saevitia fortasse carent. Donec enim nullus alius finis meditationis et disquisitionis sit praeter ipsum Scire, intellectus non premitur nec in arcto ponitur, sed vagatur et exspatiatur; atque in ipsa dubitatione et varietate nonnullam iucunditatem et delectationem sentit.

Sed postquam a Musis huiusmodi aenigmata ad Sphingem transmissa sunt, id est ad practicum, ut instet et urgeat actio et electio et decretum, tum demum aenigmata molesta et saeva esse incipiunt, et nisi solvantur et expediuntur, animos hominum miris modis torquent et

vexant, et in omnes partes distrahunt et plane lacerant. Proinde in aenigmatibus Sphingis duplex semper proponitur condicio: non solventi mentis laceratio, solventi imperium. Qui enim rem callet, is fine suo potitur, atque omnis artifex operi suo imperat.

Aenigmatum autem Sphingis duo in universum sunt genera: aenigmata de natura rerum atque aenigmata de natura hominis; atque similiter in praemium solutionis sequuntur duo imperia: imperium in naturam et imperium in homines; verae enim philosophiae naturalis finis proprius et ultimus est imperium in res naturales, corpora, medicinas, mechanica, alia infinita, licet Schola<sup>1</sup>, oblatis contenta et sermonibus tumefacta, res et opera neglegat et fere proiciat.

Verum aenigma illud Oedipodi propositum, ex quo ille imperium Thebanum adeptus est, pertinebat ad naturam hominis; quisquis enim naturam hominis prorsus introspexit, ille faber fere fortunae suae esse potest et ad imperandum natus est. Id quod de Romanis artibus bene pronuntiatum est:

„Tu regere imperio populos, Romane, memento!

Hae tibi erunt artes.“

Itaque apposite illud, quod Augustus Caesar signo Sphingis sive de industria sive fortuito usus est. Ille enim, si quis umquam, in politica excelluit, et in vitae suae curriculo plurima nova aenigmata de natura hominis felicissime solvit, quae nisi dexter et paratus solvisset. multoties non procul ab imminente pernicie et exitio abfuisset.

Atque additur in fabula Sphingis devictae corpus in asellum impositum fuisse. Elegantissime certe, cum nihil sit tam acutum et abstrusum, quin, postquam plane intellectum et deinceps pervulgatum sit, etiam tardo imponi possit. Neque illud praetermittendum, debellatam esse Sphingem a viro pedibus clavato: etenim nimis cito pede et celeri gradu ad aenigmata Sphingis homines properare solent; unde fit, ut praevalente Sphinge potius per disputationes ingenia et animos lacerent, quam per opera et effectus imperent.

### 3. „Imperialismus“ und die Formen seiner Manifestation

Der ins Auge springende Leitbegriff des Textes *imperium* macht deutlich, dass es dem Autor um Macht und Herrschaft geht, die durch wissenschaftliche Leistung (*artes*), durch Lösung von schwierigen Fragen (*aenigmata solve*) gewonnen werden. Durch sie gelingt Weltbeherrschung. In seiner umfassendsten und allgemeinen Bedeutung darf „Imperialismus“ als Disposition einer Person, einer Stadt, eines Staates zur Erweiterung seines Macht- und Einflussbereiches durch die kompromisslose Steigerung der eigenen Überlegenheit meist unter Einsatz von Gewalt verstanden werden. Die Auswirkung von Imperialismus kann sich auf einen engeren Bereich beschränken, jedoch auch auf weite Räume, ja letztlich auf die ganze Welt erstrecken. Der Begriff ist immer politisch konnotiert, doch tritt dies von Fall zu Fall mehr oder weniger scharf hervor.

<sup>1</sup> Schola: h.: die auf Aristoteles und die griechische Philosophie gründende Scholastik des Mittelalters

### 3.1 Religiös-politischer Imperialismus

Ödipus, der durch Lösung des Sphinx-Rätsels König von Theben wird, sich also das *imperium in agro Thebano* aneignet, ist eine Gestalt des Mythos, der zutiefst in eine religiöse Sphäre eingebunden ist. Wegen eines Orakelspruches als Kleinkind ausgesetzt, wurde er in Korinth fern von der Heimatstadt zum Manne erzogen; als solcher erfährt er wiederum durch das Orakel von seinem Schicksal, dass er den Vater töten und die Mutter heiraten werde. Als er diesem Unheil zu entkommen versucht, macht ihn seine Klugheit zum Herrscher seiner Heimatstadt, er gewinnt kraft geistiger Überlegenheit eine Machstellung, einen weitaus größeren Einflussbereich als vordem, allerdings von einer religiösen Macht gesteuert, die sich im Orakel von Delphi auf Erden präsentiert.

Aufgrund seines Wissens bemächtigt er sich seines Zieles (...*fine suo potitur*), nämlich der Herrschaft über seine Stadt. Als jedoch über Theben die Pest hereinbricht, stürzt ihn sein absolutes Erkenntnisstreben, sein Rätsellösungstrieb – er sucht den Mörder des Laios, um die Stadt und seine Königsherrschaft zu retten – in die Katastrophe; Ödipus muss sich als Mörder erkennen. Er selbst ist die Lösung des Rätsels, das zu erforschen er alle Geisteskraft einsetzt. Durch seinen Wissenstrieb zerstört er sich selbst in tragischer Weise, wiederum freilich sozusagen im Auftrag Apollos, des Herrn von Delphi. Worüber aus gutem Grund, wie wir sehen werden, Francis Bacon schweigt.

Sicherung und Erweiterung der Macht steht im Mythos stets unter religiösem Vorzeichen. Das Orakel ist dafür die Orientierungs- und Entscheidungszentrale. Delphi hatte jedoch auch in der realhistorischen Welt die gleiche Funktion; es stellte nicht nur im Mythos den Mittelpunkt der Welt dar. Von überall her holten sich Herrscher und Machträger in kritischen Situationen Rat und Entscheidungshilfe. König Kroisos von Lydien hat bekanntlich, als er sein Imperium über den Halys hinaus – in diesem Falle allein mit militärischer Gewalt - ausdehnen wollte, seine Erfolgsaussichten vom Orakel in Delphi erfragt und, da er die Auskunft falsch gedeutet hatte, Niederlage und Tod erlitten. Seine imperialistische Ambition, die er religiös absichern wollte, scheiterte erbärmlich.



Das Orakel von Delphi als Entscheidungszentrale für den politischen Imperialismus der Antike

Als die Perser 480 v. Chr. zum zweiten Mal Griechenland angriffen und mit Heer und Flotte Athen unmittelbar bedrohten, stand der Machtbereich der ganzen „nach Westen hin liegenden Welt“ auf dem Spiel. Der asiatische Imperialismus war drauf und dran, das Schicksal Griechenlands und des damals schon so bezeichneten Europas zu besiegeln. Rat und Hilfe kam den Athenern aus dem Munde der Pythia, der delphischen Priesterin, durch jenen dunklen Spruch, man solle sich hinter hölzernen Mauern verteidigen. Themistokles hatte die geistige Potenz, das Wissen, das Rätsel dieses Orakelspruches zu lösen: Aufgabe der Stadt, Evakuierung der Bevölkerung, Kampf zur See auf den Schiffen. Diese politische Entscheidung war in allem religiös motiviert, wie der Anfang des erhaltenen Evakuierungsbefehls des Strategen zeigt, der sich ausdrücklich auf den Willen der Götter beruft (s. Einleitungsformel):

#### DIE GÖTTER

BESCHLUSS DER VERSAMMLUNG ÜBER DEN VORSCHLAG DES THEMISTOKLES, SOHN DES NEOKLES: DIE STADT DER HERRIN VON ATHEN UND ALLEN GÖTTERN ANZUVERTRAUEN, AUF DASS SIE ATHEN VERTEIDIGEN UND DIE BARBAREN VERTREIBEN MÖGEN <:::>

Der Seesieg bei Salamis bedeutete die Rettung des Westens vor den Großmächten des Ostens; er allein machte es möglich, dass sich überhaupt in der westlichen Welt selbst und von ihr ausgehend gegen den Rest der Welt imperialistische Aggressionen entwickeln konnten. Zu verdanken war dies dem religiösen Vertrauen und der Klugheit des einen Mannes. Lapidar stellt der Römer Cornelius Nepos in seiner Biographie des Themistokles fest:

*Sic unius viri prudentia Graecia liberata est  
Europaeque succubuit Asia. (Them. 5,3 )*

„So ist Griechenlands Freiheit durch die Klugheit eines einzigen Mannes erhalten geblieben und Asien Europa unterlegen.“

Die erste Folge dieser letztlich religiös fundierten Entscheidung bei Salamis ergab sich in Griechenland selbst: die Hegemonie Athens, die sich im Attischen Seebund als ein sich fast über die ganze Ägäis ausdehnender politischer Imperialismus auswirkte, dem zunehmend nahezu alle religiöse Grundlegung abhanden gekommen war: Imperialismus als Entfaltung der Macht des Stärkeren. *Imperium in homines* nennt dies Francis Bacon.

Für Bacon sind in der Geschichte der Menschheit die Römer repräsentativ für ein solches *imperium in homines*. Sie erscheinen ihm darin gleichsam als die Meister; auf Grund ihrer Fähigkeiten, ihrer Kenntnisse, ihres Wissens (*artes*) sind sie geradezu „zum Herrschen geboren“ (*ad imperandum nati*); römischer Imperialismus ist demnach gewissermaßen naturbedingt; der Dichter Vergil hat diesen Vorzug in die klassische Formulierung gebracht, weshalb Bacon seine Verse ausdrücklich zitiert:

*Tu regere imperio populos, Romane, memento!  
Hae tibi erunt artes.*

„Du Römer, gedenke mit Herrschaft die Völker zu lenken!  
Das werden deine Künste sein.“

Der Kontext, aus dem die Äneis-Stelle (6, 851f.) entnommen ist, verweist auf die Voraussetzung dieses Imperialismus: das Niederringen der Aufsässigen durch Krieg (*debellare superbos*). Politischer Imperialismus ist ohne Krieg kaum möglich.

Wenn Augustus namentlich als Exponent römischer Macht und Herrschaft erwähnt wird, so deshalb, weil Bacon gerade an ihm sein wissenschaftliches Prinzip bestätigt findet. Dieser Kaiser trug am Finger das Siegel der Sphinx, so als wäre er als Ödipus-Nachfahre der Rätsellöser schlechthin, er hat sich nach Bacon auf dem Gebiet der Politik als Herrscher ausgezeichnet (*in politica excelluit*), da er sehr viele neue Rätsel über die Natur des Menschen löste, also seine *artes* als Führer des *imperium Romanum* in vollkommener Weise einsetzte. Sein Wissen hat er im Dienste des römischen Imperialismus wie kein anderer (*si quis umquam*) erfolgreich in die Praxis umgesetzt.

Roms Absicht der Erweiterung des Macht- und Einflussbereiches hatte kaum mehr eine religiöse Grundierung, auch unter den späteren Kaisern nicht. Erst als das Imperium mit dem Christentum sich zur Einheit verband und Kaiser Konstantin auf der Milvischen Brücke 312 seinen Gegner Maxentius unter dem Zeichen des Kreuzes besiegte („*In hoc signo vinces!*“), bekam der römische Imperialismus eine ausgesprochen religiös-politische Ausrichtung. Im Heiligen römischen Reich deutscher Nation setzte sich diese, wie der Begriff schon anzeigt, über Jahrhunderte fort. Schwert und Bischofsstab lagen in einer Hand.

### 3.2 Kulturell-politischer Imperialismus

Athens Imperialismus entwickelte sich auf dem Nährboden der Demokratie, also einer auf Freiheit gegründeten Staatsform. Diese Freiheit verwirklichte sich in ganz verschiedenen Richtungen, so dass der sich politisch erweiternde Machtraum der Athener eine zusätzliche, vielleicht sogar tiefer greifende Begründung erhielt. Unter Perikles wurde Athen ab 450 v. Chr. im wahrsten Sinne zur „Hochburg“ (*Akropolis*) der griechischen Kultur, da geniale Menschen ihre *artes*, ihre Fähigkeiten in der Erkenntnis der Natur des Menschen, also ihr Wissen darum in die Praxis umsetzten, indem sie zeitlos gültige und weithin bewunderte künstlerische Kreationen schufen. Athens politische Hegemonie gründete auch auf seiner kulturellen Überlegenheit. In den Bannkreis dieser eher ideellen Macht geriet sehr bald die ganze griechische Welt, so dass man hier durchaus von einem kulturell-politischen Imperialismus sprechen kann.

Als Alexander der Große etwa 100 Jahre später zu seinem Eroberungsfeldzug nach Osten aufbrach, begründete er dies auch mit der Rache für die kulturelle Schändung Athens; die Achämeniden-Paläste in Persepolis gingen in Flammen auf für die 480 v. Chr. auf der Akropolis niedergebrannten Bauten. Das Weltherrschaftsstreben des von Aristoteles gebildeten Makedonen-Königs war durchaus von einem kulturellen Sendungsbewusstsein getragen; er öffnete die Räume, in denen sich in der Folgezeit in Asien die hellenistische Kultur durchsetzte oder mit der autochthonen eine tragfähige Symbiose einging. Alexandria ist dafür das noch heute lebendige Beispiel.

Dem römischen Imperialismus lag kulturelles Sendungsbewusstsein allenfalls in Ansätzen zugrunde. Zwar ist die Zivilisierung der Barbaren im Herrschaftskonzept der Römer theoretisch verankert, wie aus Ciceros Staatswerk (*De re publ.* 3, 24, 36) zu entnehmen ist. Doch für die Praktiker der Macht war sie nur der ideologische Überbau ihres Eroberungsdranges. Caesar, der als Weltherrscher wie kein anderer mit Alexander vergleichbar ist, sah in der Vermittlung der römischen Zivilisation (*cultus atque humanitas*) an die Gallier nicht viel mehr als

die Möglichkeit, diese weniger kriegstüchtig, also ungefährlicher zu machen. Der Kampf der römischen Imperatoren diente der Sicherung und größtmöglichen Erweiterung des Herrschaftsraumes.

Aus einem Brief Ciceros an seinen Bruder Quintus (*Ad Quintum fratrem 1, 27*) geht sogar hervor, dass von der einstigen kulturell-politischen Vorherrschaft der Griechen in der Provinz Achaia, dem ehemaligen Graecia, in der Römerzeit noch so viel übrig geblieben ist, dass sie den Vertretern des römischen Imperialismus immer Respekt und Rücksicht abfordern sollte:

*Cum ei generi hominum praesimus, non solum in quo ipsa sit, sed etiam a quo ad alios pervenisse putetur humanitas, certe iis potissimum hanc tribuere debemus, a quibus accepimus.*

„Da wir über den Schlag von Menschen herrschen, in dem nicht nur die zivilisierte Lebensweise (Bildung und Menschlichkeit) unmittelbar zuhause ist, sondern von dem sie, wie man glaubt, zu anderen gelangt ist, müssen wir diese ihnen in besonderer Weise zuteilwerden lassen.“

Die *artes* der römischen Herrschaftspolitik, die sie erfolgreich überall in Praxis umsetzen, werden von einem ihrer Vertreter im Vergleich zum Zivilisationsstandard (*humanitas* als „Bildung und Menschlichkeit“) als minder angesehen, so sehr, dass daraus sogar moralische Konsequenzen für das Verhalten gegenüber solchen Untertanen abgeleitet werden. Die kulturelle Dominanz ist offensichtlich einem Volk trotz Verlust seiner politischen Vorherrschaft erhalten geblieben, im Falle der Griechen über alle Zeiten hinweg – ein Phänomen der Weltbemächtigung, das nicht ohne Bedeutung ist. Im Konzept des Bacon'schen Erneuerungsprogramms spielt es freilich aus guten Gründen keine Rolle.

### 3.3 Naturwissenschaftlich-technischer Imperialismus

Francis Bacons Leben fiel in eine Zeitenwende, in der sich der wohl folgenreichste Paradigmenwechsel in der Menschheitsgeschichte vollzog. Nikolaus Kopernikus' Entdeckung, dass die Erde sich um die Sonne dreht, - 1533 in seinem Traktat „*De revolutionibus orbium caelestium*“ verkündet - hat damals nicht nur Universität und Kirche in den Grundfesten erschüttert, sie hat auch das Verhältnis des Menschen zur „Mutter Erde“ radikal verändert. Damals setzte bereits jener Prozess der geistigen Revolution ein, der durch Bacons Werk in vollem Maße Richtung und Dynamik erhalten hat. Da die Erde ihre sakrosankte Stellung im Kosmos verloren hatte, war sie frei für den forschenden Zugriff geworden. Die Natur sollte zum Objekt des wissenschaftlichen Experimentierens werden. Ihre Geheimnisse, ihre Rätsel seien, so die Forderung, experimentell zu lösen.

Wie Ödipus, so entschloss sich der Mensch, „die Rätsel durch Versuche zu erklären“ (*aenigmata explicare et experiri statuit*), dabei von der Überzeugung geleitet, dass bloßer wissenschaftlicher Disput (wie in der Scholastik) nur Geist und Herz zerreißt (*ingenia et animos dilacerat*), aber nicht zu konkreten nützlichen Ergebnissen (*opera et effectus*) führt. Auf den praktischen Erfolg komme es an. Dass dies der Startschuss zur angewandten Wissenschaft war, steht heute zweifelsfrei fest. Der Mensch begann seine Macht und Herrschaft auf die Natur zu richten, das *imperium in naturam* zu begründen.

*Veræ enim philosophiæ naturalis finis proprius et ultimus est imperium in res naturales, corpora, medicinas, mechanica, alia infinita.*

„Das eigentliche und letzte Ziel der wahren naturwissenschaftlichen Forschung ist die Herrschaft über alles, was die Natur bietet, die Körper, die Medikamente, die Maschinen und unendlich viel mehr.“

Damit sind all die Gebiete umrissen, auf denen sich – von Bacon aus gesehen – die Naturwissenschaften in Zukunft um praktische Erfolge bemühten, mit enormer Dynamik; denn sie erhielten gewissermaßen eine religiöse Geschäftsgrundlage, aus einem Manifest von höchster Autorität, aus der Bibel.

Dort ergeht an den Menschen der Auftrag zum *dominium terræ* an hervorgehobener Stelle, in der Genesis (1, 26-31a):

*Replete terram et subicite eam et dominamini piscibus maris et volatilibus caeli et universis animantibus, quæ moventur super terram.*

„Erfüllt die Erde und unterwerft sie und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Lebewesen, die sich auf Erden bewegen!“

Durch diesen biblischen Herrschaftsauftrag fühlte sich der Mensch von jeder Rücksicht gegenüber der Natur entbunden. Der Freiheit der Forschung schienen keine religiösen Grenzen gesetzt. Die Zustimmung zu diesem neuen Programm der Wissenschaft war grenzenlos, zumal sich sehr bald die ersten Erfolge in Physik, Chemie, Medizin, Chirurgie, auf allen Gebieten der Technik einstellten. Das technisch-naturwissenschaftliche Zeitalter fand im französischen Philosophen und Mathematiker Marquis de Condorcet seinen großen Lobredner; 1793 schrieb er im bluttriefenden Paris der Terrorherrschaft Robespierres eine „uneingeschränkte Apotheose des Fortschritts“. Wissen war zur Macht über die Natur, über die Erde geworden. Der Mensch errang zunehmend die Herrschaft über seinen natürlichen Lebensraum. Dieser technisch-naturwissenschaftliche Imperialismus, der der Antike fremd war, kannte keine geographischen und politischen Grenzen, ja selbst der Weltraum sollte vor seinem Zugriff nicht sicher bleiben.

### 3.4 Technologisch-politischer Imperialismus

Der technische Fortschritt wurde zwangsläufig politisch nutzbar gemacht, auch und gerade zur Erweiterung des nationalen Macht- und Einflussbereiches. Er bot die optimale Voraussetzung dazu, das *imperium in homines* zu vergrößern, weit über die bislang von der Natur gesetzten Grenzen hinaus. Die zunehmend durch wissenschaftliche Forschung verbesserte Verkehrs-, Kommunikations- und Militärtechnologie ermöglichte das schnelle Erreichen ferner Gebiete der Erde, die Besetzung großer Gebiete in allen Teilen der Welt; man nannte diesen Eroberungsprozess Kolonialisierung, die besonders von den am Meer gelegenen Völkern Europas ausging, von den Spaniern, Portugiesen, Franzosen und vornehmlich den Engländern.

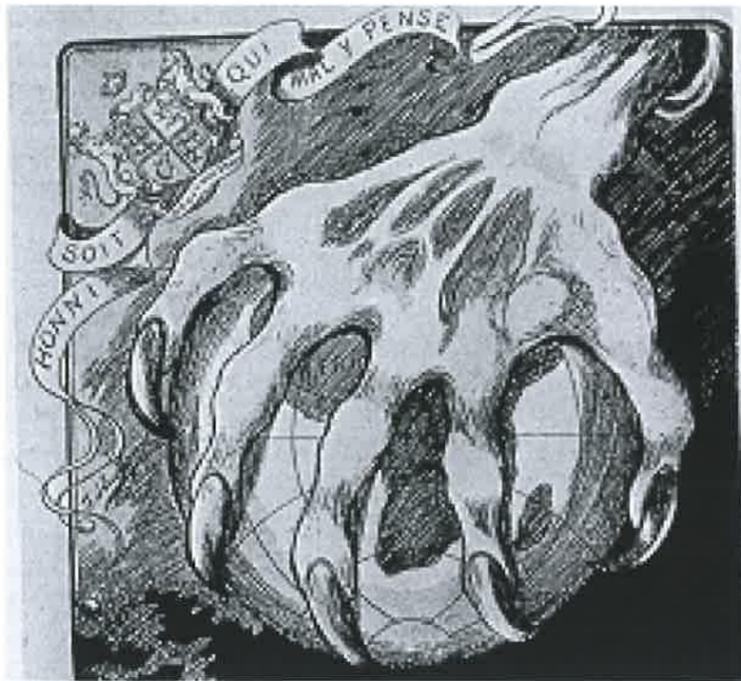


Allegorie der vier Erdteile, Merian, M., Archontologia Cosmica, Frankfurt 1649

Die technologische Überlegenheit, wozu bereits antike Denker die theoretischen Grundlagen geschaffen hatten und die seit und durch Francis Bacon zunehmend zur Realität wurde, machte Europa zum führenden Kontinenten auf dem Globus.

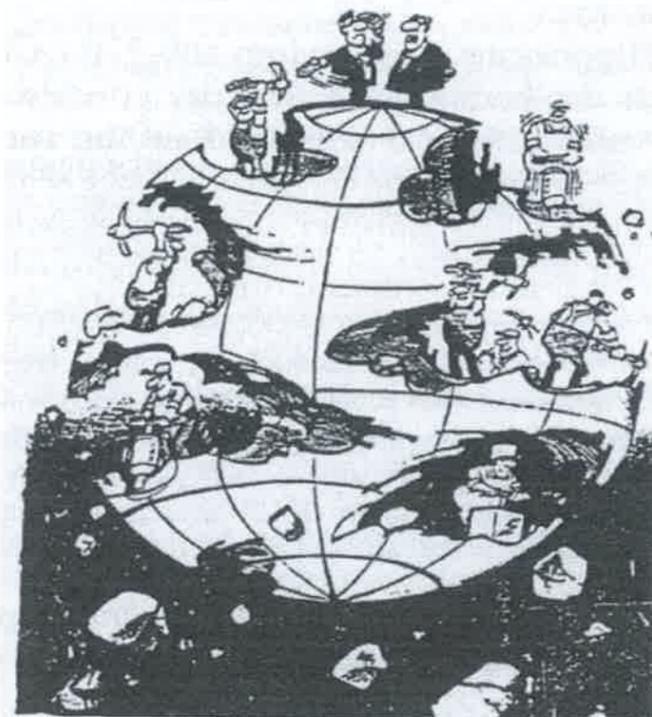
Der von ihm ausgehende technologisch-politische Imperialismus führte zur Europäisierung der Welt. Die Menschen, die von diesem *imperium* der Europäer erfasst wurden, waren die Bewohner Asiens, Afrikas und Amerikas. Dieser Prozess ist eindrucksvoll versinnbildlicht in einem Bilddokument aus der Barockzeit (1649, s. Abbildung oben), das allegorisch das Verhältnis der vier Erdteile zueinander vor Augen führt.

Europa sieht sich - in Umdeutung der antiken Konfiguration von Europa auf dem Stier - in der Rolle einer Königin, die majestätisch auf der Erdkugel reitet (der Stier steht daneben) und huldvoll auf die Vertreterinnen der anderen Erdteile herabblickt. Diese schauen, fast alle in ihrer natürlichen Nacktheit bewundernd zu der wohlgekleideten, kultivierten Europa auf. Die den Frauen verliehenen Attribute machen den zivilisierten Status von Europa und den unzüivilisierten der anderen drei Kontinente deutlich. Die zwei Engelputti, die Europa umschwirren, wobei einer das mit RELIGIO CHRISTIANA betextete Buch, wohl die Bibel, in Händen hält, versinnbildlichen die Weltanschauung des Kontinents. Die per Fahne triumphierende Europa präsentiert sich als Glaubens- und Kulturbringerin. Diesem europäischen Imperialismus ist eine religiöse und kulturelle Absicht unterschoben – wohl nicht mehr als eine ideologische Verbrämung des Weltherrschaftsanspruchs. Die vom ihm ausgehende Gefahr wurde selbst in Europa zum Gegenstand kritischer Satire, wie folgende französische Karikatur am englischen Raubtier-Imperialismus (s. Raubvogel-Hand) von 1891 zeigt:



Europäisch-englischer Imperialismus in einer Karikatur von 1891

Das Bacon'sche Ideal des *imperium in naturam et imperium in homines* hat sich im letzten Jahrhundert in vollem Maße verwirklicht, mit zweifellos faszinierenden Erfolgen, doch auch – wie etwa in den beiden Weltkriegen oder im brutalen Zugriff auf Natur und Umwelt – mit verheerenden Katastrophen. Letzteres ist in der unten abgebildeten Karikatur drastisch zur Anschauung gebracht:



Eingriff in die Erde. Karikatur in:  
Publik-Forum 10, 1981

Der technologisch-politische Imperialismus provoziert seitdem weltweit Widerspruch und Gegenposition. Dem Herrschaftsdrang gegenüber Menschen setzt man heute neue Systeme der Friedenssicherung entgegen; gegen die Bemächtigung der Natur, die man durchaus auch als „Raubtier-Imperialismus“ verstehen darf, versucht man mit forcierter Anstrengung vonseiten der Kirche wie auch vonseiten der Philosophie verbindliche Grenzen aufzurichten.

Erstere betont neben dem „Herrschaftsauftrag“ mit Nachdruck den gleichfalls in der Bibel verankerten „Gärtnerauftrag“: Der Mensch wurde in das Paradies gestellt, „um es zu bearbeiten und zu bewahren“ (*ut operaretur et custodiret*, Gen. 2, 4b-25). Von letzterer Aufgabe wurde im „Prinzip Verantwortung“ das Gegengewicht zur Freiheit allen naturwissenschaftlichen Experimentierens erkannt, wobei man sich auf Sokrates als Kronzeugen berufen konnte. Denn dieser hat seine Verantwortungsethik im schroffen Widerspruch gegen die beginnende Naturwissenschaft entwickelt, indem er, wie es Cicero bildhaft ausdrückte, die Philosophie vom Himmel herabrief, in den Häusern und Städten der Menschen ansiedelte und sie zwang, über Leben und Moral, über Gut und Schlecht forschend nachzudenken.

*Philosophiam devocavit e caelo et in urbibus collocavit et in domus etiam introduxit et coegit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere.*

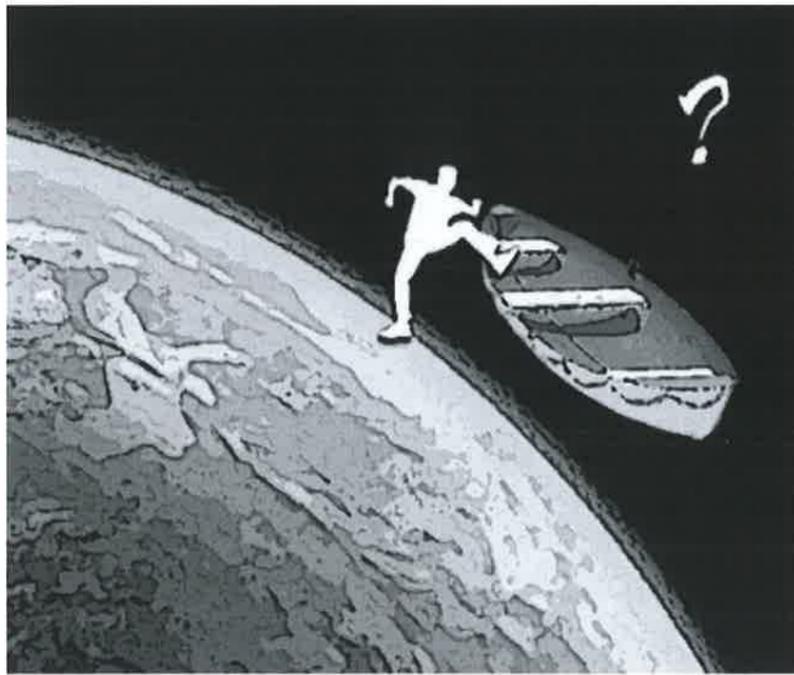
(Cicero, Tusc. disputationes 5, 10)

Das Unterscheiden von Gut und Schlecht wurde von Sokrates zur Richtschnur allen Handelns gemacht. Zwischen dem Wagnis des Experiments und dem Risiko des Fehlgriffs steht der Mensch als moralisch verantwortlicher Entscheidungsträger. Heute ist man sich bewusst, dass alle Formen der Weltbemächtigung, der nationalen Selbstbehauptung wie auch des Zugriffs auf die Natur, einer solch schwierigen Entscheidung unterliegen. Die Mensch tanzt hier auf des Messers Schneide.

### 3.5 Wirtschafts- und Finanz-Imperialismus

Der technologisch-politische Imperialismus erhält seit Langem eine immer stärker ökonomische Ausrichtung, durch die alle religiösen und kulturellen Begründungen weit zurückgedrängt werden. Jenen Tanz auf des Messers Schneide vollführen heute nicht mehr so sehr die Politiker und Wissenschaftler, viel mehr sind es die kapitalkräftigen Aktionäre und die mächtigen Banker, die sich darin tollkühn versuchen. „Die Wirtschaft ist unser Schicksal“, so eine Zeit-Analyse aus namhaftem Munde. Dieser Wirtschafts- oder Finanz-Imperialismus „zerfetzt“ bei Versagen, sollte die Praxis der selbsternannten „Masters of the Universe“ zur Krise führen, „Geist und Herz“ vieler Betroffener, jedoch ganz anders als von Bacon gedacht; er erschüttert – eben wegen der durch Technologie möglichen Vernetzung aller Erdteile – von einer Gefahrenstelle ausgehend erdbebenartig den ganzen Globus.

Es drängt sich offensichtlich, wie der abgedruckte Cartoon zeigt, eine noch viel brisantere Vision auf: Führt nicht das *imperium in naturam et in homines* letztlich dazu, dass die Erde infolge der Zerstörung ihrer Grundlagen und der sie tragenden Systeme für die Menschheit unbewohnbar wird, so dass die *species homo* nur der „Umstieg“ in eine „neue Arche Noah“ zu erhalten imstande sein wird?



Eine neue Arche Noah?

Internet; Tags.: absaufen, Arche Noah, Titanic  
Posted in Music (Rss) and Comments (RSS)

Wissen ist Macht. Ist Wissen nur Macht? Wissen ist heute hochexplosiver Sprengstoff. Beweis dafür sind die „globalen Krisen“ an der Wende vom 2. zum 3. Jahrtausend. Bacon meinte: Wer immer forschend das Wesen des Menschen ergründet hat und seine Erkenntnisse in praktische Leistungen (*opera*) umsetzt, der ist seines eigenen Glückes Schmied (*faber suae fortunae*) und zum Herrschen geboren (*ad imperandum natus*). Angesichts der gegenwärtigen Menschheitsprobleme, denen jeder Einzelne nahezu wehrlos ausgesetzt ist, wirkt dieser Satz fast nur noch wie ein zynischer Kommentar zu seiner eigenen so folgenreichen Lehre.

„... ut ... forum nostrum trans pontem poneremus“  
**Urkundliches zur Frühgeschichte von Innsbruck**

Christoph Haidacher

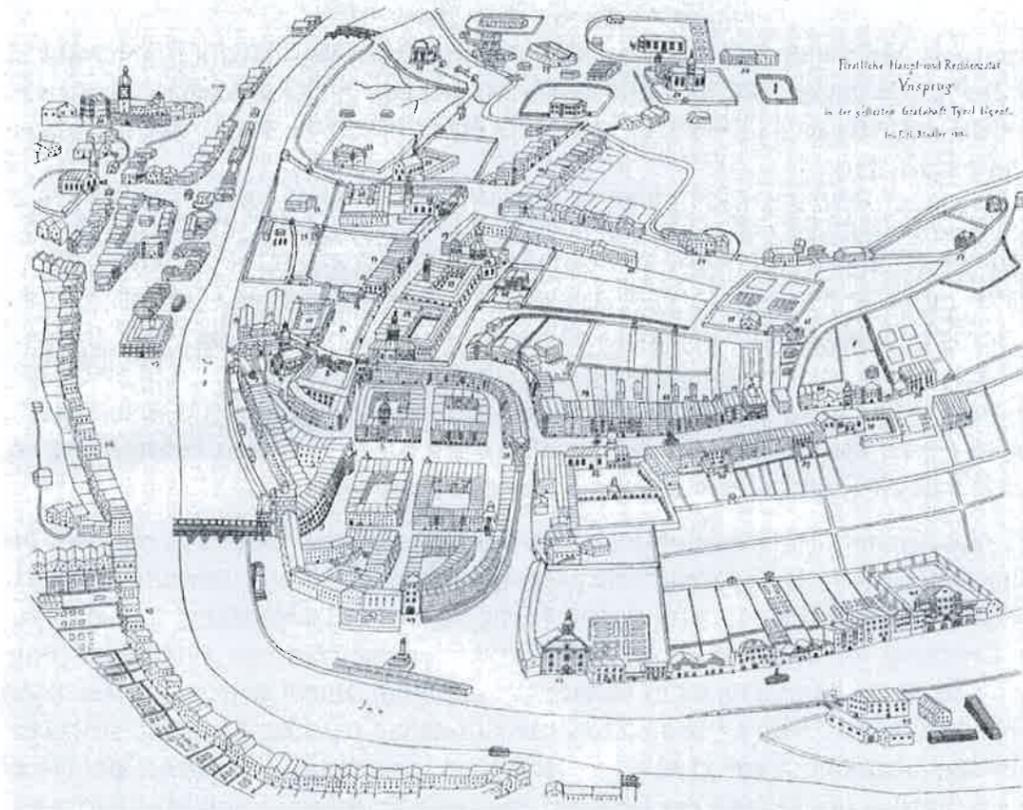
Die seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts am Ammersee in Oberbayern nachweisbaren Grafen von Andechs-Dießen erringen auch im Tiroler Raum Rechte und Besitzungen; es gelingt ihnen in der Folge zusammen mit anderen adeligen Familien die weltliche Vormachtstellung der Bischöfe von Brixen und Trient zu brechen und damit die mögliche Entstehung zweier ausgedehnter und politisch mächtiger geistlicher Reichsfürstentümer an Inn, Etsch und Eisack zu verhindern. Konsequenterweise erweitern sie ihre Machtbasis; ihre Besitzungen reichen von Oberfranken über das Alpenvorland bis nach Krain und nach Istrien; auch die Pfalzgrafschaft Burgund haben sie zeitweilig inne; Angehörige ihrer Familie bekleiden zahlreiche Bischofssitze, beispielsweise Bamberg, Regensburg und Brixen, andechsische Töchter heiraten in das ungarische und französische Königshaus ein. Sie gelten im Gegensatz zu den welfischen Herzögen von Bayern als loyale und treue Anhänger der römisch-deutschen Kaiser. Um das Jahr 1200, am Höhepunkt ihrer Macht, stellen sie ohne Zweifel das mächtigste und einflussreichste Adelsgeschlecht im Süden des damaligen Herzogtums Bayern dar.

Im Alpenraum fassen die Andechser kurz nach der Mitte des 11. Jahrhunderts Fuß. Graf Otto II. aus der Wolfratshausener Linie verfügt im mittleren Inntal über reichen Eigenbesitz, dessen Mittelpunkt die Burg Amras südöstlich von Innsbruck bildet. Große Zukunftsperspektiven eröffnen sich im Jahr 1165 nach dem Tod Bischof Hartmanns von Brixen: Mit Otto von Andechs besteigt ein Familienmitglied den Bischofsstuhl des hl. Ingenuin. Er belehnt sogleich seinen Bruder Berchtold mit den Grafschaften im Inn- und Pustertal sowie mit der Brixner Hochstiftsvogtei; die Chancen für die Schaffung eines andechsichen Territoriums nördlich und südlich des Brenners scheinen zu jener Zeit günstiger denn je.

Infolge dieses innerfamiliären Gunsterweises kontrollieren die Andechser mit dem Brenner die unter politischen wie wirtschaftlichen Aspekten wichtigste Nord-Südroute im Alpenraum. Es ist daher nur konsequent, dass sie zur Festigung ihrer Machtstellung und zur ökonomischen Belebung im Zentrum dieser Verkehrsverbindung zwischen Oberitalien und Süddeutschland an die Gründung eines Markortes schreiten, zumal zwischen Brixen und Augsburg bis dato keine Siedlung bedeutenderen Ausmaßes besteht. Zunächst errichten sie – wohl in den Jahrzehnten vor 1180 – am nördlichen Innufer auf dem Gebiet der alten Dorfgemeinde Hötting (im Bereich der heutigen Stadtteile St. Nikolaus und Mariahilf) eine Siedlung sowie eine Brücke über den Fluss, die den Durchgangsverkehr und damit die Handelsströme an das nördliche Ufer lenken soll.

Die besonders günstige verkehrsgeografische Lage dieses andechsichen Marktes führt im Unterschied zu anderen Tiroler Städten noch vor der Stadtwerdung zu einer räumlichen Ausdehnung dieser Siedlung Richtung Süden über den Inn hinweg auf das rechte Ufer des Flusses. Da sich dieses Areal nicht in der Hand der Andechser befindet, ist ein Tauschgeschäft notwendig, das Gegenstand der hier vorgestellten Urkunde ist.

Diese Urkunde aus dem Jahr 1180 hat sich jedoch nicht im Original erhalten, sondern ist lediglich kopiael überliefert, so dass der Text mit Hilfe dieser Abschriften und späterer Bestätigungen rekonstruiert werden muss. Der hier vorgelegte Text basiert auf der kritischen Edition des 2012 erscheinenden Bandes II/2 des Tiroler Urkundenbuches, die vom Editor Dr. Martin Bitschnau (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum) dankenswerterweise zur Verfügung gestellt wurde. Die lateinische Fassung befindet sich im Kopialbuch des Stiftes Wilten aus dem 15. Jahrhundert (Stiftsarchiv Wilten, Hs. 4.1.12, fol. 24r,v); die zu Vergleichszwecken beigegebene deutsche Fassung – von der Hand des Notars und Pfarrherrn von Thaur Jakob Muttinger – liegt ebenfalls im Archiv des Klosters Wilten (Urk. Lade 2, Lit. A, Nr. 2 bzw. Hs. 4.1.12, fol. 1r,v). Die darin verwendete Formulierung ... *ex litteris originalibus* lässt den Schluss zu, dass die Originalurkunde an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert noch im Kloster Wilten vorhanden war. Beide Texte, die lateinische und die deutsche Version, hängen nicht zusammen, sondern sind unabhängig voneinander auf Grund der Originalvorlage erstellt worden.



Innsbrucker Stadtplan von F. H. Rindler aus dem Jahr 1712  
(Abb. mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Innsbruck)

Der Zeitpunkt für dieses Tauschgeschäft und damit für die Marktverlegung ist klug gewählt: Das Haus Andechs steht im Zenit seiner Macht. Kaiser Friedrich I. Barbarossa gewährt Berchtold IV. durch die Verleihung des Titels eines Herzogs von Meranien (Landstrich an der Adria bei Istrien) eine Standeserhöhung, mit der der Reichsfürstenstand und damit eine de facto Unabhängigkeit vom Herzog von Bayern verbunden ist; zudem muss dieser Gnadener-

weis wohl auch als Ausgleich dafür gesehen werden, dass nach dem Sturz Heinrichs des Löwen im Jahr 1180 die Wittelsbacher und nicht die Andechser das verwaiste Herzogtum Bayern erhalten haben.

Die vorliegende Urkunde darf nicht als Gründungsdokument für den neuen Markt am südlichen Innufer verstanden werden, denn das Dokument wird zugunsten des Klosters Wilten ausgestellt, das den für die Marktsiedlung benötigten Grund zur Verfügung stellt und dafür neben mehreren Liegenschaften und finanziellen Zuwendungen eine Reihe von Vorrechten im bzw. gegenüber dem neuen Markt erhält. Im Zuge dieser Privilegierung des Stiftes Wilten erfahren wir aber auch vom Vorhaben der Andechser, ihre Marktsiedlung nach Süden über den Inn auf das Areal der heutigen Altstadt zu verlegen. Ein eigenes vom Herzog oder gar vom Kaiser ausgestelltes Diplom mit einer Marktrechtsverleihung hat es hingegen nach Thomas Ertl nie gegeben, die Bürger dürften wohl nur mündliche Vereinbarungen erhalten haben, die zu einem späteren Zeitpunkt (eine Stadtrechtsbestätigung datiert vom Jahr 1239) schriftlich fixiert wurden; ein Vorgang, der auch bei anderen Siedlungen mehrfach zu beobachten ist.

Im Konkreten besagt die Urkunde, wenn man die formel- bzw. floskelhaften Passagen am Beginn beiseite lässt, dass Markgraf Berchtold III. und sein Sohn Herzog Berchtold IV. mit Hilfe Brixens – sei es durch Fürsprache Bischof Heinrichs (1178-1196), sei es durch das Einverständnis der bischöflichen Ministerialen und des Brixner Domkapitels – die Zustimmung des Klosters Wilten zum notwendigen Grundtausch für die geplante Marktverlegung erhalten haben. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, dass die bestehende Siedlung nördlich des Inns in der vorliegenden Urkunde bereits als *forum*, als Markt, bezeichnet wird.

Da es sich um einen Tausch handelt, werden auch jene Objekte angeführt, die die Andechser dem Kloster Wilten für das Areal am südlichen Innufer übergeben: Die Mönche erhalten ein gleichwertiges Grundstück, wobei dessen genaue Lage nicht angegeben wird; man darf jedoch davon ausgehen, dass es sich nicht all zu weit vom Kloster entfernt irgendwo im Innsbrucker Talkessel befunden hat. Zusätzlich bekommt das Kloster noch eine Hufe im Dorf Amras, wo sich ein Besitzschwerpunkt der Andechser befindet. Hufe, lat. *mansus*, bezeichnet im Mittelalter ein landwirtschaftliches Gut, dessen Größe variiert, jedoch von einer Großfamilie bewirtschaftet wird bzw. diese ernährt; die Größe einer solchen Liegenschaft dürfte sich zwischen 6 und 18 Hektar bewegt haben.

Zu diesen übertragenen Grundstücken kommen noch weitere finanzielle und materielle Vergünstigungen in der neuen Marktsiedlung hinzu: An erster Stelle sind hier drei Häuser zu nennen, deren Bewohner den Burgzins an das Kloster und nicht an den Stadtherrn zu entrichten haben. Vom Marktzoll, einer der wichtigsten Einnahmequellen der Andechser aus der neuen Siedlung, soll Wilten alljährlich zu Martini (11. November) ein Pfund erhalten.

Die weiteren Bestimmungen enthalten vor allem Privilegien des Klosters in der neuen Siedlung, die sich nicht nur rechtlich, sondern auch materiell zu Gunsten Wiltens auswirken: Dazu zählt beispielsweise der Mühlenzwang, der den Innsbrucker Marktbürgern ohne Erlaubnis des Klosters die Errichtung einer eigenen Mühle verbietet und sie stattdessen zwingt, ihr Korn in der Stiftsmühle mahlen zu lassen, was den Wiltenern zusätzliche Einnahmen sichert. In einem ähnlich Zusammenhang ist die Bestimmung zu sehen, dass der Hafen am Fluss beim Kloster zu verbleiben hat, was nichts anderes bedeutet, dass das Fährrecht über den Inn als

Wiltener Monopol fortbesteht. Da für die Benutzung der Brücke eine Maut bzw. ein Zoll zu entrichten ist, besitzt die Fährschiffahrt über den Fluss durchaus eine finanzielle Relevanz.

Die im Markt zu errichtende, von den Andechsern gestiftete und von allen Abgaben befreite Kirche bleibt dem Stift unterstellt; diese Bestimmung führte dazu, dass die Innsbrucker St. Jakobskirche bis zum Jahr 1643 eine Filiale der Pfarre Wilten bildete. Weiters gestatten die Andechsern ihren Ministerialen, Stiftungen an das Kloster Wilten aus deren Eigengut zu tätigen.

Auch außerhalb des Areals der neu gegründeten Siedlung lässt sich das Stift einige Rechte verleihen bzw. bestätigen. So soll das Verbot, dass andechsische Ministerialen beim Kloster keinen Gerichtstag abhalten dürfen, eventuellen Versuchen dieser vorbeugen, die eigene klösterliche Gerichtsbarkeit innerhalb der Hofmark Wilten auszuhöhlen. Darüber hinaus darf das Kloster im notwendigen Ausmaß und nach bestimmten Regeln die Wälder, Weiden und Gewässer in der Inntalgrafschaft der Andechser nutzen; die Stiftungsgüter innerhalb dieser Grafschaft bleiben abgabenfrei.

Da sich der neugegründete Markt in unmittelbarer Nähe des Klosterbezirkes befindet und die landwirtschaftlich genutzten Flächen des Stiftes bis an die Siedlung heranreichen, werden auch Strafbestimmungen hinsichtlich der Beschädigung der Felder bzw. ein Betretungsverbot für diese erlassen.

Im letzten Teil des Dokuments wird der Rechtsschutz für das Kloster in zweifacher Weise angesprochen: Zum einen werden der Marktvorsteher und ein ihm beigegebenes Gremium von fünf Personen angehalten, die Kirche und ihre Besitzungen zu schützen; gleiches solle der „auswärtige“ Vorsteher tun. Diese Bestimmungen zum Rechtsschutz geben uns indirekt auch Hinweise auf die Verfassungsstrukturen der neuen Siedlung. Der Marktvorsteher und das ihm beigegebene Gremium (insgesamt sechs Personen) dürften Aufgaben in Verwaltung und Rechtssprechung wahrgenommen haben; man könnte darin erste Ansätze eines städtischen Rats sehen. Unklar bleibt die Abgrenzung gegenüber dem „auswärtigen“ Vorsteher, der wohl ähnlich einem späteren Landrichter für den die Stadt umgebenden Sprengel zuständig und ersterem übergeordnet war; die für beide in der vorliegenden Urkunde verwendete Bezeichnung *iudices* bestätigt in jedem Fall deren Jurisdiktionskompetenzen. Zum anderen wird für den Fall von nicht geahndeten Übergriffen gegen das Kloster und seine Angehörigen, die detailliert angeführt werden, festgelegt, dass die als Sicherstellung treuhänderisch übergebene Hufe im Dorf Amras an Wilten fällt.

Wie in einer mittelalterlichen Urkunde üblich, wird das Rechtsgeschäft von einer Reihe von Zeugen bekräftigt, die verschiedenen Personenkreisen zuzuordnen sind: Neben den die Urkunde ausstellenden Andechsern geistliche Vertreter aus ihrem Umfeld bzw. aus dem Umfeld des Bischofs von Brixen, daneben Edelfreie, brixnerische und andechsische Ministerialen sowie mehrere Marktbürger. Das Diplom endet mit der Datierung, wobei lediglich das Jahr ohne Angabe eines Tagesdatums angeführt ist, zusätzlich wird noch vermerkt, dass dieses Rechtsgeschäft unter der Herrschaft Kaiser Friedrichs I. Barbarossa geschehen ist.

Die in der vorliegenden Urkunde von Markgraf Berchtold III. und seinem Sohn Berchtold IV. dem Kloster Wilten übertragenen Liegenschaften bzw. gewährten Privilegien sind sehr weitreichend. Salopp formuliert könnte man sagen, dass sich das Kloster seine Einwilligung zur Verlegung bzw. zur Erweiterung des Marktes und die damit verbundene Abtretung von Wil-

tener Grund sehr teuer hat abkaufen lassen. Dass die Andechser dazu bereit waren, demonstriert, dass sie an das Entwicklungspotential dieses Marktes mit seiner strategisch günstigen Lage am nördlichen Ende der Brenneroute und im Herzen ihres inneralpinen Besitzes glaubten und von einer positiven Fortentwicklung überzeugt waren. Sie sollten Recht behalten: Innsbruck entwickelte sich sehr rasch zur Stadt, expandierte nach Süden und wurde in habsburgischer Zeit zum politischen Zentrum der Grafschaft Tirol, während die wirtschaftliche führende Rolle noch längere Zeit bei Bozen verblieb.

Literatur:

**TIROLER URKUNDENBUCH II/2:** Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals 1140-1200, bearbeitet von Martin BITSCHNAU und Hannes OBERMAIR, Innsbruck 2012.

**ERTL** Thomas, Die Geschichte Innsbrucks von 1180 bis 1239, dargestellt anhand der überlieferten Urkunden, in: *Tiroler Heimat* 61 (1997), S. 35-75

**HYE** Franz Heinz, Innsbruck. Geschichte und Stadtbild bis zum Anbruch der neuen Zeit (=Tiroler Heimatblätter 55/2 –Sonderband 800 Jahre Stadt Innsbruck), Innsbruck – Wien 1980

## Text

In nomine sancte et individue trinitatis. Berchtoldus marchio de Andechs et filius eius itidem Berchtoldus dux de Meran H(ainrico) preposito Wiltinensis cenobii et eius successoribus et toti eiusdem cenobii congregacioni in perpetuum. Quoniam gravia et difficilia negocia nostra certis solemus firmare testamentis, ne nimia antiquitate confecta oblivione deleantur ac sic per incuriam negligantur, constat procul dubio ea dumtaxat negocia, que honori consulunt et utilitati, attentissime fore roboranda. Eapropter notum fieri volumus cunctis hec scripta legentibus vel audientibus, quod ego Berchtoldus marchio Ystrie et filius meus dux Meranie multis hinc inde ventilatis rationibus intervenientibusque amicorum precibus, precipue auctoritate domini Hainrici Brixinensis episcopi cum favore vel consensu tam ministerialium quam canonicorum eiusdem ecclesie suffragante tandem obtinuimus aput prepositum Hainricum Wiltinensis cenobii tota eius congregacione assenciente, ut in possessione adiacentis monasterii forum nostrum trans pontem

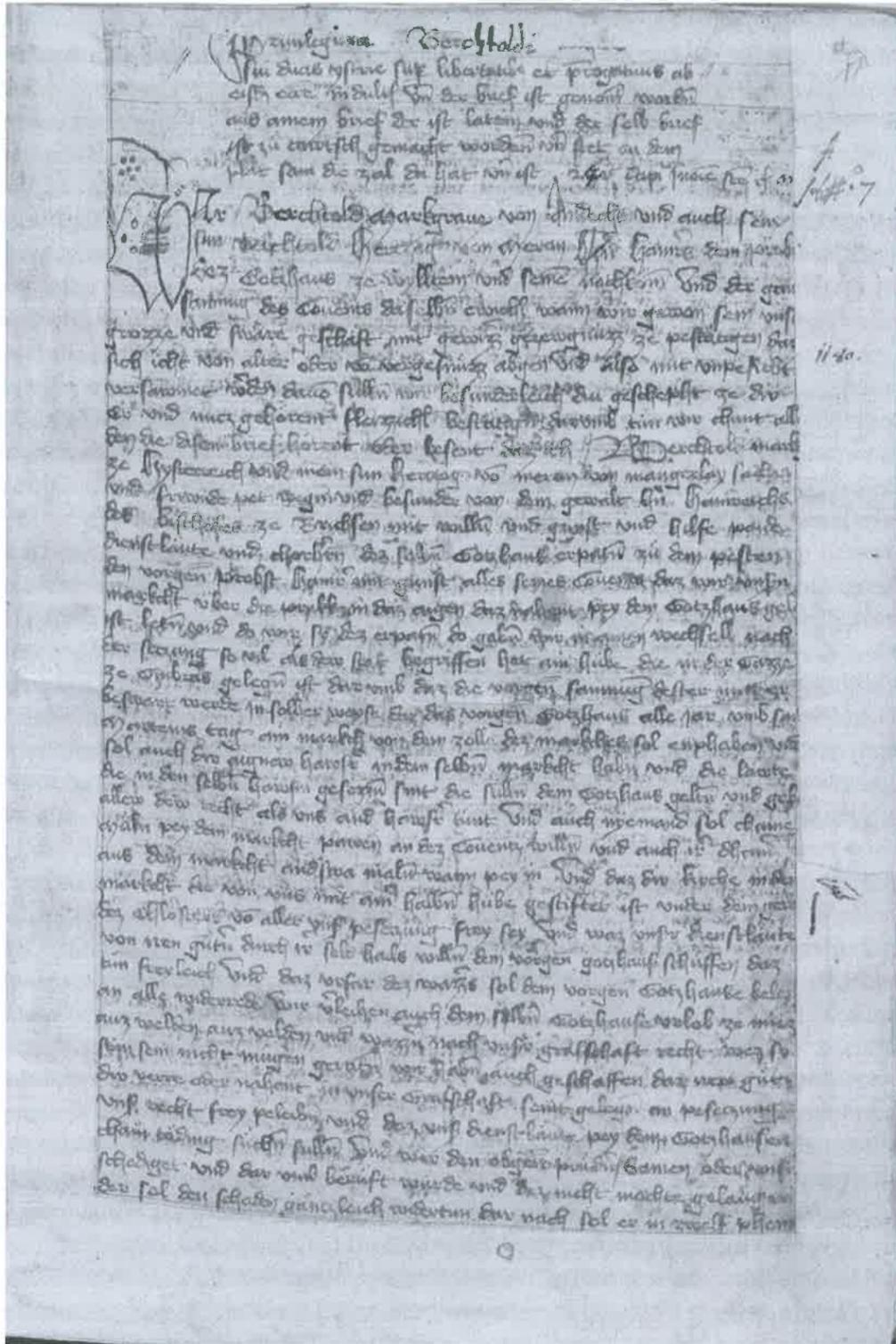
In nomine domini amen. Wir Berchtold markgrau von Andechs vnd auch sein sun Berchtold Herczog von Meran Herr Hainr(eich) dem propst dez Gotzhaus ze Wilt-ein vnd seinen nachkomen vnd der gantzen samnung des Conuentz daselben ewichleich. Wan wir gewon sein v<sup>n</sup>ser grose vnd swa<sup>r</sup>e gescha<sup>e</sup>ft mit gewizza<sup>e</sup>er gezivgnuzz ze pesta<sup>e</sup>tigen, daz sich nicht von alter oder von vergesnu<sup>e</sup>zz abgen vnd also mit vnpesicht versaumet werden, davon sullen wir besunderleich div geschepht, ze div Er vnd nucz gehorent fleizz(ichleich) besta<sup>e</sup>tigen; darvmb tun wir chunt allen den, dy disen brief ho<sup>e</sup>rent oder lesent, daz ich Perchtold markgrau ze Hysterreich vnd mein su<sup>n</sup> Herczog von Meran von mangerlay sache vnd frivnde pet wegen vnd besunder von dem gewalt herrn Hainr(eich) dez bischofes ze Brixen, mit willen vnd gunst vnd hilfe paide dienstla<sup>e</sup>ute vnd chorherrn dez selben Gotzhaus erpaten zu<sup>e</sup> dem lesten den vogenanten probst Hainr(eich) mit gunst alles seines Conuentz, daz wir v<sup>n</sup>sern markt v<sup>e</sup>ber dy<sup>e</sup> prukk in daz

poneremus. Quo inpetrato iuxta estimacionem loci forum continentis tantundem predii ecclesie contulimus in concambio, et ut minus prefatam congregationem gravaremus, in vico Omras mansum ex gratia ecclesie donavimus eo videlicet tenore, ut prefata ecclesia de theloneo fori annuatim talentum circa festum sancti Martini recipiat atque in eodem foro tres domos in sua possessione retineat, quarum habitatores omnia, que alii nostro iuri exhibent, ecclesie persolvant; et nemini molendinum prope forum construere, nisi ut fratres congregacionis voluerint, et nulli forensium alibi molere, nisi aput ipsos, liceat; et ut ecclesia in foro ex nostro predio dotata cum dimidio mansu sub ditione claustrum ab omni nostra exactione libera existat; ut quitquid ministeriales nostri Wiltinensi ecclesie de allodiis suis pro remedio anime sue contulerint, libere agant; ut portus fluminis eidem cenobio absque nulla contradicione permaneat. Concedimus eciam eidem claustrum licenciam utendi ex nemore vel campis sive in aquis, secundum quod ius nostri comitatus exposcit, quicquid inevitabilis necessitas exegerit. Illud quoque nichilominus statuere decrevimus, ut bona ecclesie longe vel prope in comitatu nostro sita absque iuris nostri exactione libera persistant, et ut ministeriales nostri apud claustrum placitare non presumant; ut quicumque fruges vel prata fratrum leserit et in clamatus negare nequiverit, dampnum integre restituat, deinde XII nummos eis persolvat et iudici totidem; ut agricultura et sepium clausura omni tempore sub pacis observancia permaneant, prata vero a festo sancti Gregorii usque ad festum sancti Michahelis similiter. Placuit eciam, quatinus prefectus forensis cum se sexto, prout potuerit, ex sui parte sub iuramento Wiltinensem ecclesiam cunctaque hac in regione ad eam pertinencia sub pacis federe tueatur, idem exterior prefectus faciat. Et ut hec cuncta inviolabiliter serventur, super hec omnia mansum in vico Omras ipsis per manum domini Vdelscalci de Vffendorf ea condicione delegamus, ut si quid prescriptorum a

aigen, daz nahen pey dem Gotzhaus gelegen ist, leten vnd, do wir sy dez erpaten, do geben wir in ainen wechsel nach der seczung so vil, als div stat begriffen het, ain hu<sup>e</sup>be, die in der Gazze ze Omras gelegen ist, darvmb daz diu vorgeant samnung dester minder beswa<sup>e</sup>rt werde jn solher weise, daz daz vorgeant Gotzhaus alle jar vmb sand Marteins tag ain march von dem zolle des marktes sol enphahen; vnd sol auch driv aigniv ha<sup>e</sup>wser in den selben margt haben vnd die la<sup>e</sup>ute, die in den selben ha<sup>e</sup>wsern gesezzen sint, die sullen dem Gotzhaus gelten vnd geben alle div recht, als vns ander ha<sup>e</sup>user tu<sup>e</sup>nt; vnd auch niemant sol chaine Mu<sup>e</sup>ln pey dem markt pawen an dez Conuentz willen vnd auch ir dhainer aus dem markt anderswa malen wan pey in; vnd daz div chirche in dem markt, die von vns mit ainer halben hu<sup>e</sup>be gestiftet ist, vnder dem gewalt dez Chlosters von aller v<sup>e</sup>nser peseczung frey sey vnd waz vnser dienstla<sup>e</sup>ute von iren gu<sup>e</sup>tern durch irr sele hails willen dem vorgeanten gotzhaus schu<sup>e</sup>ffen, daz tu<sup>e</sup>n freileich; vnd daz vrfar dez wazzers sol dem vorgeanten gotzhause beleiben an alle widerrede. Wir verleihen auch dem selben Gotzhause vrloub ze niezzend ausz weldern, ausz velden vnd wazzern nach v<sup>e</sup>nser grafenschaft recht, wez sy sein nicht mu<sup>e</sup>gen geraten; wir haben auch geschaffen daz iriu gu<sup>e</sup>t, div verre oder nahen in v<sup>e</sup>nser Grafenschaft seint gelegen, an peseczung v<sup>e</sup>nser recht frey peleiben vnd daz v<sup>e</sup>nser dienstla<sup>e</sup>ute pey dem Gotzhause chain taiding su<sup>e</sup>chen sullen; vnd wer den obgenanten pru<sup>e</sup>dern Samen oder wisen schediget vnd dar vmb beru<sup>e</sup>ft werde vnd dez nicht mo<sup>e</sup>chte gela<sup>e</sup>ugen, der sol den schaden Ga<sup>e</sup>nczleich wider tun, dar nach sol er in zwelf phenning geben vnd dem Richter als vil. Wir wellen auch, daz der paw zawn vnd rigel vnd di wisen von sand Jorgen tag piz auf sand Michels tak ze aller zeit in fride beleibe. Wir wellen auch, daz der richter des marktes selb sechster nach seinen vermu<sup>e</sup>gen mit dem aide daz Gotshaus ze Wiltein vnd alles daz in dem lande daz<sup>e</sup> geh<sup>e</sup>rt beschirmen vnd friden sol,

quoquam violatum fuerit vel si quispiam forensium vel aliorum nostrorum quilibet eos gravaverit, scilicet ut si alicui ipsorum manus iniecerit aut verbis indecentibus dehonesterit vel hominem ecclesie sue occiderit aut detruncaverit vel aliquovulnere sauciaverit, et si res ipsorum per vim aut furtum diripuerit, iusti iudicii plectatur vindicta. Quod si prefati iudices illam, qualiscumque sit, causam per se terminare non valuerint et ad audienciam nostram dilata fuerit, si nos quereimonie ipsorum infra VI septimanas secundum iusticie equitatem non satisfecerimus, predium prescriptum in proprietatem ecclesie prefate perenniter transibit, secundum quod nos ipsi iure iurando sanximus. Huius rei testes sunt: ipse marchio et filius eius, dominus Degenhardus prepositus de Diezzen et eius capellanus Burchardus, dominus Wernherus archipresbyter et domnus Chunradus custos de Brixina; dominus Otto advocatus noster et domnus Vdelschalcus de Vffendorf, dominus Bernhardus de Wilhaim, Diemo et frater eius Hainricus Wizi de Slitters, hii nobiles; dominus Rūpertus et frater eius Amilricus de Rifinstain, Rupertus et frater eius Herbrant de Millun, hii Brixinen(ses) ministeriales; dominus Lazarus, Gotfridus, Heinricus Sneke, Vlricus de Sindelsdorf, Chūnradus Brixinen(sis); Rūdolfus et frater eius Hebrhardus de Hohenrain, Fridricus de Scho<sup>e</sup>nberch, et V<sup>o</sup>lricus de Friuntsperch et fratres eius Gebhardus et Chūnradus et Hainricus, Sygiboto de Omras et frater eius Chūnradus, Chūnradus de Bradelle, hii ministeriales domini marchionis; Bernhardus Phenninch iudex, Hainricus Stetner, Werenherus sutor, Eberhardus, Albertus Cidelare, Meinhalm, Fridricus, [Chunradus] Schōne, hii forenses. Acta sunt hec [Wiltine] anno ab incarnatione domini millesimo centesimo LXXX<sup>o</sup>, indictione XIII., sub imperatore Fridrico.

daz selb sol auch tun der lantrichter; vnd daz in daz alles sta<sup>e</sup>t vnd vnzerprochen beleib, dar v<sup>e</sup>ber ze v<sup>e</sup>berwert haben wir in gesezt ain hub in der Gazzen ze Omras, ob in icht der vorgeschriben sache von yemant zeprochen wurde, oder ob chainer ausz dem markt oder yemant anders sy beswa<sup>e</sup>rte, also daz er ir ainem fra<sup>e</sup>ueleich hant anlegt oder schu<sup>e</sup>lt oder sma<sup>e</sup>cht oder yemant ir la<sup>e</sup>ut to<sup>e</sup>ta<sup>e</sup>t oder stu<sup>e</sup>mlat oder wunta<sup>e</sup>t oder ir gu<sup>e</sup>t mit gewalt oder divpleich enphu<sup>e</sup>rt, der sol dar vmb nach rechtem rechten dez gepezzert werden. Wa<sup>e</sup>r auch ob dy vorgeanten richter welherlay sache daz wa<sup>e</sup>re sa<sup>e</sup>lber nicht wolten auzrichten vnd fu<sup>e</sup>r vns cha<sup>e</sup>me, richten wir in ir chlage nicht ausz inn sechs wochen nach der gerechtikchait, so sol div vorgeant hu<sup>e</sup>b dem vorgeanten Gotzhaus ewichleich veruallen sein, als wir selben dar v<sup>e</sup>ber haben gesworen. Dez seint gezivg: der Marggraue selber vnd sein sun, her Degenhart probst ze Dyezzen vnd sein kapplan her Purkart, her Wernher Erczpriester vnd her Chunr(at) der kuster von Brixen, herr Ott v<sup>e</sup>nser vogt, herr V<sup>e</sup>delschalch von Vffendorf, Dyemo vnd sein pru<sup>e</sup>der, die edle la<sup>e</sup>ute; her Ru<sup>e</sup>precht vnd sein pru<sup>e</sup>der Amelreich von Reifenstain, Ru<sup>e</sup>precht vnd sein pru<sup>e</sup>der Herprant von Mu<sup>e</sup>lein, dy seint dienstla<sup>e</sup>ute von Brixen; herr Lazarus, Go<sup>e</sup>tfrid, Hainr(eich) Snekk, V<sup>e</sup>lr(eich) von Sindisdorf, Chunr(at) Brixner, Ru<sup>e</sup>dolf vnd sein pru<sup>e</sup>der Eberhart von Hohenrain, Fridreich von Scho<sup>e</sup>nperg, V<sup>e</sup>lr(eich) von Frivntsparg vnd sein pru<sup>e</sup>der Gebhart vnd Chu<sup>e</sup>nr(at) vnd Hainr(eich), Sybolt von Omras vnd sein pru<sup>e</sup>der Chu<sup>e</sup>nr(at), Chu<sup>e</sup>ncz von Pra<sup>e</sup>dl, dy sint dienstla<sup>e</sup>ute dez Markgrauen; Pernhart Phenning richter, Hainr(eich) Sto<sup>e</sup>rer, Wernher schuster, Eberhart, Albrecht Zidla<sup>e</sup>r, Meinhalm, Fridr(eich), Chunr(at) Scho<sup>e</sup>n, . Daz ist geschehen do man zalt von Christe gepurt ainlif hundert jar darnach in dem achtzigistem vnder chaiser Fridreich.



Die lateinische Fassung des Textes aus dem Kopialbuch des Stiftes Wilten aus dem 15. Jh. (Stiftsarchiv Wilten, Hs. 4.1.12, fol.24)

### Übersetzung (des Urkundentexts)

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Markgraf Berchtold von Andechs und dessen Sohn gleichen Namens Herzog Berchtold von Meranien für Heinrich, den Propst des Klosters Wilten, dessen Nachfolger und die gesamte Kongregation dieses Kloster in Ewigkeit. Weil wir gewohnt sind, unsere wichtigen und schwierigen Rechtsgeschäfte in bestimmter urkundlicher Form zu bestätigen, damit sie nicht, auf Grund des hohen Alters dem Vergessen anheim gefallen, zerstört werden und so durch Sorglosigkeit nicht mehr beachtet werden, steht es für uns außer Zweifel, dass diese Rechtsgeschäfte, die der Ehre und dem Nutzen dienen, selbstverständlich mit größter Aufmerksamkeit zu bestätigen sind. Deshalb wollen wir allen, die das hier Niedergeschriebene lesen oder hören, kund tun, dass wir, ich Markgraf Berchtold von Istrien und mein Sohn, der Herzog von Meranien, nach vielen darüber angestellten Überlegungen und auf Grund von Bitten von Freunden, insbesondere des Bischofs Heinrich von Brixen, mit Einverständnis und Zustimmung sowohl der Ministerialen als auch der Kanoniker dieser Kirche schließlich bei Heinrich, dem Propst des Klosters Wilten, unter Zustimmung des gesamten Konvents erreicht haben, dass wir unseren Markt über die Brücke auf den Grund des nahegelegenen Klosters verlegen dürfen. Nach Erlangung der Zustimmung haben wir ein dem Wert der Fläche des Marktes entsprechendes Grundstück im Tauschwege der Kirche (=dem Kloster Wilten) übertragen; darüber hinaus haben wir, damit die oberwähnte klösterliche Gemeinschaft weniger belastet wird, dieser eine Hube im Dorf Amras gnadenweise geschenkt; und zwar unter der Bedingung, dass die genannte Kirche vom Marktzoll jährlich ein Pfund um Martini (11. November) erhalte und im selben Markt drei Häuser in ihrem Besitz erhalte, deren Bewohner alles, was die anderen (Marktbürger) uns entrichten, der Kirche (=Kloster Wilten) zahlen sollen; niemandem solle es erlaubt sein, eine Mühle beim Markt zu errichten, außer die Mönche wollten dies, und keinem der Marktbürger solle es gestattet sein, anderswo zu mahlen, außer bei diesen; und dass die aus unserem Gut mit einer halben Hufe ausgestattete Kirche im Markt unter der Verfügungsgewalt des Klosters verbleibe und von jeglicher Abgabe an uns frei sei; und was unsere Ministerialen der Wiltener Kirche von ihren Eigengütern zu ihrem Seelenheil stiften, darüber verfügen sie frei; dass der Hafen am Fluss ohne jede Beeinspruchung beim Kloster verbleibe. Wir geben diesem Kloster auch die Erlaubnis zur Nutzung der Wälder, Weiden und Gewässer im notwendigen Ausmaß nach dem Recht unserer Grafschaft. Nichtsdestoweniger haben wir auch jenes beschlossen festzulegen, dass die Güter der Kirche, die in nah und fern in unserer Grafschaft liegen, frei von Abgaben an uns bleiben sollen; und dass sich unsere Ministerialen nicht herausnehmen, beim Kloster einen Gerichtstag abzuhalten. Und wer auch immer die Feldfrüchte und Wiesen der Brüder beschädigt hat und – darauf angesprochen – dies nicht verneinen konnte, solle den Schaden vollständig gutmachen und hierauf den Brüdern 12 Pfennige geben und dem Richter ebensoviel. Dass die umzäunten landwirtschaftlichen Flächen allzeit unter Einhaltung des Friedens verbleiben, die Wiesen jedoch nur von Gregori (23. April) bis Michaeli (29. September). Wir stimmten auch überein, dass der Marktvorsteher mit sich als sechstem nach seinen Möglichkeiten von sich aus unter Eid die Kirche von Wilten und all ihre Besitzungen in seinem Bereich schützen und Frieden gewährleisten soll, gleiches solle der auswärtige Vorsteher (=der spätere Stadtrichter) tun. Und damit das alles nicht verletzt werde, übertragen wir ihnen darüber hinaus eine Hufe im Dorf Amras treuhänderisch durch Udalschalk von Iffeldorf unter der Bedingung, dass im Falle der Verletzung eines der vorhin niedergeschriebenen Punkte durch irgendjemanden oder wenn einer der Marktbürger oder ein anderer unserer Untertanen sie bedrückt, ebenso wenn er einer von

ihnen tötlich angreift, mit unziemlichen Worten beleidigt, einen Untertanen der Kirche tötet, verstümmelt oder verwundet oder deren Eigentum mit Gewalt oder durch Diebstahl raubt, solle dieser mit einem gerechten Strafurteil büßen. Wenn die vorgenannten Richter einen solchen Fall, welcher Art auch immer, nicht selbst aburteilen können und dieser an unser Gericht delegiert wird, und wenn wir deren Klage binnen sechs Wochen nicht gemäß dem Recht abhandeln, dann solle das vorgenannte Grundstück auf immer in den Besitz der vorerwähnten Kirche (=Kloster Wilten) übergehen, so wie wir selbst unter Eidesleistung beschlossen haben. Zeugen dieser Rechtssache sind: Der Markgraf selbst und sein Sohn, Propst Degenhard von Dießen und sein Kaplan Burghard, Erzpriester Werner und Domkürster Konrad von Brixen; unser Vogt Otto und Udalschalk von Iffeldorf, Bernhard von Weilheim, Diemo und sein Bruder Heinrich Albus (=der Weiße) von Schlitters, diese als Adelige (Edelfreie); Rupert und sein Bruder Amalrich von Reifenstein, Rupert und sein Bruder Herbrand von Millun (Mellaun bei Brixen ?), diese als Brixner Ministerialen; Lazarus, Gottfried, Heinrich Schnegg, Ulrich von Sindelsdorf, Konrad Brixner; Rudolf und sein Bruder Eberhard von Hohenrain, Friedrich von Schönberg, Ulrich von Friendsberg und seine Brüder Gebhard, Konrad und Heinrich, Sigbot von Amras und sein Bruder Konrad, Konrad von Pradl, diese als Ministerialen des Markgrafen; Bernhard Pfennig, Richter, Heinrich Stetner, Werner Schuster, Eberhard, Albert Zeidler, Meinhalm, Friedrich, Schön, diese als Marktbürger.

Geschehen zu Wilten im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1180, in der 13. Indiktion, unter Kaiser Friedrich.

Übersetzung (der mittelhochdeutschen Fassung)

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Markgraf Berchtold von Andechs und dessen Sohn gleichen Namens Herzog Berchtold von Meranien für Heinrich, den Propst des Klosters Wilten, dessen Nachfolger und die gesamte Kongregation dieses Kloster in Ewigkeit. Weil wir gewohnt sind, unsere wichtigen und schwierigen Rechtsgeschäfte in bestimmter urkundlicher Form zu bestätigen, damit sie nicht, auf Grund des hohen Alters dem Vergessen anheim gefallen, zerstört werden und so durch Sorglosigkeit nicht mehr beachtet werden, steht es für uns außer Zweifel, dass diese Rechtsgeschäfte, die der Ehre und dem Nutzen dienen, selbstverständlich mit größter Aufmerksamkeit zu bestätigen sind. Deshalb wollen wir allen, die das hier Niedergeschriebene lesen oder hören, kund tun, dass wir, ich Markgraf Berchtold von Istrien und mein Sohn, der Herzog von Meranien, nach vielen darüber angestellten Überlegungen und auf Grund von Bitten von Freunden, insbesondere des Bischofs Heinrich von Brixen, mit Einverständnis und Zustimmung sowohl der Ministerialen als auch der Kanoniker dieser Kirche schließlich bei Heinrich, dem Propst des Klosters Wilten, unter Zustimmung des gesamten Konvents erreicht haben, dass wir unseren Markt über die Brücke auf den Grund des nahegelegenen Klosters verlegen dürfen. Nach Erlangung der Zustimmung haben wir ein dem Wert der Fläche des Marktes entsprechendes Grundstück im Tauschwege der Kirche (=dem Kloster Wilten) übertragen; darüber hinaus haben wir, damit die oberwähnte klösterliche Gemeinschaft weniger belastet wird, dieser eine Hube im Dorf Amras gnadenweise geschenkt; und zwar unter der Bedingung, dass die genannte Kirche vom Marktzoll jährlich ein Pfund um Martini (11. November) erhalte und im selben Markt drei Häuser in ihrem Besitz erhalte, deren Bewohner alles, was die anderen (Marktbürger) uns entrichten, der Kirche (=Kloster Wilten) zahlen sollen; niemandem solle es erlaubt sein, eine Mühle beim Markt zu errichten, außer die Mönche wollten dies, und keinem der Marktbürger solle es gestattet sein, anderswo zu mahlen, außer bei diesen; und dass die aus

unserem Gut mit einer halben Hufe ausgestattete Kirche im Markt unter der Verfügungsgewalt des Klosters verbleibe und von jeglicher Abgabe an uns frei sei; und was unsere Ministerialen der Wiltener Kirche von ihren Eigengütern zu ihrem Seelenheil stiften, darüber verfügen sie frei; dass der Hafen am Fluss ohne jede Beeinspruchung beim Kloster verbleibe. Wir geben diesem Kloster auch die Erlaubnis zur Nutzung der Wälder, Weiden und Gewässer im notwendigen Ausmaß nach dem Recht unserer Grafschaft. Nichtsdestoweniger haben wir auch jenes beschlossen festzulegen, dass die Güter der Kirche, die in nah und fern in unserer Grafschaft liegen, frei von Abgaben an uns bleiben sollen; und dass sich unsere Ministerialen nicht herausnehmen, beim Kloster einen Gerichtstag abzuhalten. Und wer auch immer die Feldfrüchte und Wiesen der Brüder beschädigt hat und – darauf angesprochen – dies nicht verneinen konnte, solle den Schaden vollständig gutmachen und hierauf den Brüdern 12 Pfennige geben und dem Richter ebensoviel. Dass die umzäunten landwirtschaftlichen Flächen allzeit unter Einhaltung des Friedens verbleiben, die Wiesen jedoch nur von Gregori (23. April\*) bis Michaeli (29. September). Wir stimmten auch überein, dass der Marktvorsteher mit sich als sechstem nach seinen Möglichkeiten von sich aus unter Eid die Kirche von Wilten und all ihre Besitzungen in seinem Bereich schützen und Frieden gewährleisten soll, gleiches solle der auswärtige Vorsteher (=der spätere Stadtrichter) tun. Und damit das alles nicht verletzt werde, übertragen wir ihnen darüber hinaus eine Hufe im Dorf Amras treuhändisch durch Udalschalk von Iffeldorf unter der Bedingung, dass im Falle der Verletzung eines der vorhin niedergeschriebenen Punkte durch irgendjemanden oder wenn einer der Marktbürger oder ein anderer unserer Untertanen sie bedrückt, ebenso wenn er einer von ihnen tötlich angreift, mit unziemlichen Worten beleidigt, einen Untertanen der Kirche tötet, verstümmelt oder verwundet oder deren Eigentum mit Gewalt oder durch Diebstahl raubt, solle dieser mit einem gerechten Strafurteil büßen. Wenn die vorgenannten Richter einen solchen Fall, welcher Art auch immer, nicht selbst aburteilen können und dieser an unser Gericht delegiert wird, und wenn wir deren Klage binnen sechs Wochen nicht gemäß dem Recht abhandeln, dann solle das vorgenannte Grundstück auf immer in den Besitz der vorerwähnten Kirche (=Kloster Wilten) übergehen, so wie wir selbst unter Eidesleistung beschlossen haben. Zeugen dieser Rechtssache sind: Der Markgraf selbst und sein Sohn, Propst Degenhard von Dießen und sein Kaplan Burghard, Erzpriester Werner und Domkürster Konrad von Brixen; unser Vogt Otto und Udalschalk von Iffeldorf, Bernhard von Weilheim, Diemo und sein Bruder Heinrich Albus (=der Weiße) von Schlitters, diese als Adelige (Edelfreie); Rupert und sein Bruder Amalrich von Reifenstein, Rupert und sein Bruder Herbrand von Millun (Mellaun bei Brixen ?), diese als Brixner Ministerialen; Lazarus, Gottfried, Heinrich Schnegg, Ulrich von Sindelsdorf, Konrad Brixner; Rudolf und sein Bruder Eberhard von Hohenrain, Friedrich von Schönberg, Ulrich von Friendsberg und seine Brüder Gebhard, Konrad und Heinrich, Sigbot von Amras und sein Bruder Konrad, Konrad von Pradl, diese als Ministerialen des Markgrafen; Bernhard Pfennig, Richter, Heinrich Stetner, Werner Schuster, Eberhard, Albert Zeidler, Meinhalm, Friedrich, Schön, diese als Marktbürger.

Geschehen zu Wilten im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1180, in der 13. Indiktion, unter Kaiser Friedrich.

\* Aus dem deutschen Text und weiteren lateinischen Überlieferungen dieser Urkunde ergibt sich, dass es sich nicht um Gregori (=12. März), sondern um Georgi (=23. April) handelt.

## Ein "Kochrezept" zur metrischen Analyse von Hexameter und Pentameter

Gottfried Siehs

### Hexameter

1. Falls Elision/Aphärese vorkommen, werden die entsprechenden Silben eingeklammert.
2. Die übrigen Silben werden durch Striche gekennzeichnet.
3. Die Silben werden gezählt, daraus ergibt sich die Anzahl der Spondeen  
Anzahl der Spondeen = 17 – Anzahl der Silben<sup>1</sup>  
(17 Silben: fertig, da nur Daktylen)
4. Es werden die erste Silbe und die beiden letzten gekennzeichnet.
5. Es werden alle Silben gekennzeichnet, die sicher kurz sind (Vokal vor Vokal) und die sicher lang sind (Diphthonge, Positionslängen).
6. Einzelne Silben zwischen zwei langen Silben müssen lang sein.
7. Meist sieht man nun schon, wo die Spondeen sind. Ansonsten beginnt man, die Versfüße von hinten aufzufüllen und abzutrennen. Im Zweifelsfalle kann man meist überlegen, dass das Einsetzen eines Spondeus insgesamt zu viele Spondeen ergäbe – also muss es ein Daktylus sein.
8. Nur selten ist es nötig, im Lexikon nachzuschlagen, ob eine Silbe lang oder kurz ist.

### Pentameter

genauso, wobei die Anzahl der Spondeen 14 – Anzahl der Silben ist.

#### Beispiele

Quae nubit totiens, non nubit: Adultera lege (e)st.

| | | | | | | | | | | | | | | 15 Silben, also 2 Spondeen  
– – v– – – – – x (nach Schritt 5)

Die erste Silbe von nubit muss lang sein, da sie zwischen zwei langen Silben steht. Damit ist der erste Spondeus gefunden.

Die letzte Silbe von totiens ist lang, ebenso das folgende non: Also muss hier der zweite Spondeus sein.

Nun muss nur noch der Rest mit Daktylen aufgefüllt werden.

Sed tu praecipue curvis venare theatris

| | | | | | | | | | | | | | | 14 Silben, also 3 Spondeen  
– – v– – – – – v– x (nach Schritt 5)

<sup>1</sup> Wenn nur Daktylen vorkommen, ist die Anzahl der Silben 17; pro Spondeus werden 2 kurze durch eine lange Silbe ersetzt, die Anzahl der Silben also um eins verringert.

tu muss lang sein, da zwischen zwei langen Silben

Der zweite Versfuß beginnt mit prae- und kann kein Spondeus sein, da sonst der dritte Versfuß mit einer kurzen Silbe beginnen würde. Somit bilden die drei Silben praecipu- einen Daktylus.

Der dritte Versfuß beginnt mit dem e von praecipue, seine zweite Silbe cur- ist lang. Also ist der zweite Spondeus –e cur-

Die beiden letzten Silben von theatris sind das Versende, man kann sie also einfach abtrennen. Die erste Silbe the- ist kurz, also kann man hier einen Daktylus auffüllen (-nare the-)

Übrig bleibt der dritte Spondeus –vis ve-

haec loca sunt voto fertiliora tuo (13 Silben, also 1 Spondeus)  
| | | | | | | | | | | | | | |  
– – – v – v– (nach Schritt 5)

Hier beginnt man am besten von hinten und findet sofort die zwei Daktylen fertiliora tu-  
Wenn man diese beiden Versfüße abtrennt, erhält man die Cäsur in der Mitte des Pentameters.

Also muss die zweite Silbe von voto lang sein.

Damit muss auch die erste Silbe von voto lang sein, weil sie zwischen zwei langen steht – damit ist der Spondeus gefunden!

## Somnium Scipionis – ein fächerübergreifendes Projekt

Gottfried Siehs

Im Somnium Scipionis beschreibt Cicero auch die Sphärenharmonie:

*Quis est, qui complet aures meas tantus et tam dulcis sonus? Hic est, inquit, ille, qui intervallis disiunctus imparibus, sed tamen pro rata parte ratione distinctis impulsu et motu ipsorum orbium efficitur ...*

Da taucht natürlich die Frage auf, was mit "intervallis disiunctus imparibus" und "pro rata parte ratione" gemeint ist. Warum nicht im Internet danach suchen?

Eine erste Erklärung liefert <http://www.zeno.org/Georges-1913/A/ratio>: ungleiche Intervalle, die jedoch "in einem bestimmten Verhältnis" zueinander stehen.

Die weitere Internet-Recherche bringt nicht nur Hinweise, sondern liefert auch Ideen für ein Projekt, an dem sich auch andere Fächer beteiligen können. Vor allem Musik, Physik und Mathematik bieten sich an.

Ausgangspunkt könnte die Legende von Pythagoras und den Schmieden sein. Er soll dabei herausgefunden haben, dass die Töne harmonisch "zusammenklingen", wenn das Gewicht der Hämmer sich durch ein einfaches Zahlenverhältnis ausdrücken lässt, also etwa 2:1 (Oktave), 3:2 (Quinte) oder 4:3 (Quarte).

Nun können die Begriffe Quarte, Quinte und Oktave erforscht werden. Z.B. ist eine Quinte der fünfte Ganzton, der auf den Grundton folgt, wobei der Grundton mitgezählt wird (z.B. C-D-E-F-G, also C-G). Das entspricht bei der reinen Quinte sieben Halbtonschritten.

(Siehe auch <http://www.musiklehre.at>)

Mit Gitarre und Maßband lässt sich nun leicht zeigen, dass bei einer Oktave die Saite halbiert wird; Bei einer Quinte (7. Bund) wird sie im Verhältnis 2:3 geteilt. Die resultierenden Frequenzen sind daher 2:1 bzw. 3:2. Diese Verhältnisse lassen sich also mit kleinen Zahlen ausdrücken, der Zusammenklang solcher Töne wird allgemein als angenehm empfunden. Zwei Töne, deren Frequenzen sich z.B. wie 15:8 verhalten, empfinden wir hingegen als Dissonanz. Wer sich selbst davon überzeugen will, findet auf <http://de.wikipedia.org/wiki/Septime> ein Hörbeispiel.

Für mathematisch Interessierte ergibt sich daraus auch, dass eine Quart plus eine Quint eine Oktave ergibt:  $\frac{4}{3}$  mal  $\frac{3}{2}$  ist  $\frac{12}{6}$ , also  $\frac{2}{1}$  bzw. 2:1.

Interessant ist auch das Konzept des Quintenzirkels: Man stellt zwölf Schüler in einem Kreis auf, wobei jeder einem Halbton entspricht, also C, Cis, D usw. Nun zählt man wie bei einem Abzählreim um jeweils sieben Halbtöne (also eine Quint) weiter. Beginnend bei C kommt man zu G, dann zu D, A, E ... Man "erwischt" jeden Ton genau einmal (Frage an die Mathematik: warum?), bis man wieder bei C landet. Das waren dann also zwölf Quinten. Gleichzeitig hat man den Kreis siebenmal durchlaufen, was sieben Oktaven entspricht.

Nun kommt wieder die Mathematik ins Spiel:

Zwölf Quinten ergibt  $(\frac{3}{2})^{12} = 129,75$

aber sieben Oktaven sind  $2^7 = 128$ .

Zwölf Quinten entsprechen also nicht genau sieben Oktaven. Die Differenz nennt man "Pythagoreisches Komma", verschiedene Ansätze dies auszugleichen ergeben verschiedene Stimmungen eines Klaviers wie z.B. die "wohltemperierte Stimmung" (Musik!).

So kann es einem also ergehen, wenn man "nur schnell etwas nachschlagen" möchte, sich aber dann von einem Link zum nächsten weiterhangelt (wie es schon Ephraim Kishon für die Arbeit mit einem Lexikon treffend beschrieben hat). Was bleibt dabei für Latein übrig?

- Den Schülern wird bewusst, dass auch in der Musik viele Fachbegriffe aus dem Lateinischen kommen: Konsonanz, Dissonanz, Quarte, Quinte, Oktave, Frequenz, ... Durch ihre Herleitung kann manches verdeutlicht werden.
- Eine ausführliche Beschreibung mit Rezeptionsbeispielen aus Antike, Mittelalter und Neuzeit ist zu finden unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Sphärenharmonie>.
- Vor allem aber sollte der Grund klar werden, warum dieser Text in "de re publica" zu finden ist: Die Ordnung des Kosmos, die sich durch einfache Mathematik ausdrücken lässt, ist Modell für die Ordnung in der Welt.
- Diese Gesetzmäßigkeiten finden wir auch in der Musik: "homines nervis imitati" versuchen sich dieser göttlichen Ordnung anzunähern.

## Latein Forum Bibliothek

**Klaus Bartels:**

**Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen,**

Darmstadt/Mainz: Philipp von Zabern 2011  
(199 S.; ISBN: 978-3-8053-4369-5; € 24,90 [D])

**Hermann Niedermayr**



Der feinsinnige Autor Klaus Bartels braucht den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift nicht näher vorgestellt zu werden: Seit einem Dezenium finden sich in fast jeder Latein-Forum-Nummer Kostproben aus dem reichen Fundus seiner literarischen Produkte. Vor allem zwei literarische Gattungen kann man mit Fug und Recht als seine ureigenste Erfindung bezeichnen:

die „Wortgeschichten“<sup>1</sup>, in denen er den etymologischen Wurzeln und der Bedeutungsentwicklung von Lehn- und Fremdwörtern nachgeht und dabei oft überraschende Zusammenhänge aufdeckt, und die „Streiflichter aus der Antike“<sup>2</sup>, mit denen er seinen Leserinnen und Lesern vor Augen führt, wie aktuell antike Texte und Themen auch für unsere Zeit sein können. Nicht unerwähnt bleiben sollen seine anregenden Beiträge zur Geschichte des Kalenders<sup>3</sup>, die tiefgründigen Ausführungen zum

Naturbegriff des Aristoteles (diesem Thema hatte sich schon seine von Wolfgang Schadewaldt betreute Dissertation gewidmet)<sup>4</sup>, die vielbenützte Sammlung lateinischer Inschriften der Stadt Rom<sup>5</sup> und die überzeugenden Ausführungen zum Bildungswert der klassischen Sprachen<sup>6</sup>. Wohl am meisten verbreitet ist seine Zusammenstellung von ca. 500 Geflügelten Worten aus der griechischen und lateinischen Literatur, wobei sich Bartels' Standardwerk durch sorgfältiges Zitieren der Belegstellen wohlthuend von Produkten mit ähnlichem Anspruch abhebt<sup>7</sup>.

Jeweils 77 „Wortgeschichten“ – die meisten von ihnen sind ursprünglich in der „Stuttgarter Zeitung“ erschienen – wurden in folgende Sammelbände aufgenommen: *Wie Berenike auf die Vernissage kam* (3. Aufl. Mainz 2004), *Wie der Steueremann im Cyberspace landete* (Darmstadt 1998), *Wie die Marmelade murmelte* (Mainz 2001), *Trüffelschweine im Kartoffelacker* (Mainz 2003) und *Die Sau im Porzellanladen* (Mainz 2008). Die einschlägigen Titel der bisher erschienenen „Streiflichter“-Sammelbände lauten: *Sokrates im Supermarkt* (3. Aufl. Darmstadt 1997; auch als Insel-Taschenbuch 2558), *Eulen aus Athen* (Zürich/Paderborn 1988), *Zeit zum Nichtstun* (Zürich/Paderborn 1989), *Homerische Allotria* (Zürich/Paderborn 1993) und *Internet à la Scipio* (Zürich/Mainz 2004). Die „Streiflichter aus der Antike“ haben zumeist in Kolumnen der „Neuen Zürcher Zeitung“ das Licht der Welt erblickt; seit 2000 bereichern die Bartels-Rubriken „Jahrtausend-Texte“ bzw. „Geflügelte Worte“ die Hefte der Archäologie-Zeitschrift „Antike Welt“<sup>8</sup>.

2008, 50–54), Das Jahr mit 445 Tagen. Wie der Schalttag in den Kalender kam (53, 2004, 55f.).

<sup>4</sup> Physis und Técnica, Natur und Technik – Jahrtausendbegriffe im Wandel (71, 2010, 16–26).

<sup>5</sup> K. Bartels, Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden, 3. Aufl. Mainz 2004. Im Latein Forum kann man folgende Kostproben nachlesen: Weihnachtsjubiläum eines Obeliskens – christliche Bezüge einer römischen Inschrift (54, 2004, 11–16), Roms sprechende Steine: Ein Spaziergang übers Marsfeld und die sieben Hügel (50/51, 2003, 1–18).

<sup>6</sup> Latein und Griechisch – was springt heraus? (Latein Forum 44, 2001, 23–28).

<sup>7</sup> K. Bartels, Veni vidi vici. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen, 12. Aufl. Mainz 2008.

<sup>8</sup> Zuletzt: *Si, quod adest, gratum iuvat...* Ein Schatz im Text, in: *Antike Welt* 6/2011, 97.

<sup>1</sup> Folgende Wortgeschichten finden sich in Heften des Latein Forums: Paragraph (72, 2010, 54f.), Kredit (70, 2010, 11f.), Epidemie (69, 2009, 21f.), Klima (68, 2009, 83f.), Konjunktur (67, 2009, 17f.), Magier (66, 2008, 58f.), Test (65, 2008, 33f.), „Klima“ und „Atmosphäre“ (63, 2007, 28–30), Plagiat (62, 2007, 31f.), „Advent“ und „Zukunft“ (60, 42f.), Code (59, 2006, 51f.), „Ambitionen“ sowie „Kandidat“ (57, 2005, 55f.).

<sup>2</sup> Auf folgende „Streiflichter“ im Latein Forum sei hingewiesen: Fast schon Kino: Philons Autoträger (61, 2007, 1f.), Der Tyrannenmörder: Marcus Iunius Brutus (58, 2006, 11f.), *Ars vivendi*. Die „Unnachahmlichen“ – Antonius und Kleopatra (52, 2004, 67f.), Der „mathematische Hunderthänder“ – Archimedes von Syrakus (49, 2003, 38f.), *Ars vivendi*. Ein Kyniker zum Anfassen: Krates, der „Türöffner“ (46, 2002, 29f.), *Ars vivendi*. Der Starsophist: Protagoras von Abdera (45, 2001, 49f.).

<sup>3</sup> Zwei Beiträge im Latein Forum sind einschlägig: Von Sonne, Jahr und (Schalt-)Tag. Zum 2000-jährigen Jubiläums unseres Schaltzyklus (64,

Um zur vorliegenden Publikation zurückzukehren: Der Autor gliedert die antiken „Jahrtausendworte“ in folgende zwölf Themenbereiche: Selbsterkenntnis, Gotteserkenntnis; Aufstieg und Sturz; Staat und Gesetz; Zwischen Reich und Arm: die Mitte; Global Village; Freund und Feind; Der Mensch selbst; Alternatives Leben; Jugend und Alter; Zeit des Lebens, Zeit zu leben; Natur und Technik; Bildung und Wissenschaft. Die von Bartels ausgewählten „Jahrtausendworte“ kann man als Diamanten bezeichnen, die der Autor immer wieder umschleift und dadurch aufs Neue zum Funkeln bringt: So bespricht Bartels das berühmte Terenzwort *homo sum, humani nil a me alienum puto* (Heautontimorumenos 77) wegen seines sprichwörtlichen Charakters im Band „Veni vidi vici“<sup>9</sup>, nahm es aber auch in seine frühe Streiflichter-Sammlung „Göttin, Gold und Grizzly“ auf (unter dem Titel „Fremde und Freunde“)<sup>10</sup> und widmete ihm im Sammelband „Internet à la Scipio“ den Abschnitt „Dorfnachbarn“<sup>11</sup>. In der jüngsten Publikation „Jahrtausendworte“ stellt er das Terenzzitat unter den Titel „Das Eigene und das Fremde“ (S. 70), wobei er im Vergleich zu den vorausgehenden Publikationen den begleitenden Kommentar merklich strafft und auf das Wesentliche beschränkt.

Das gefällig gestaltete Buch präsentiert die antiken und zugleich gegenwartsnahen Texte ganz einheitlich: Ein kursiv gesetzter Vorspann bereitet jeweils den Boden für das angemessene Verständnis des „Jahrtausendwortes“, dann folgt der Text selbst, und zwar fast durchwegs in einer vom Autor selbst angefertigten Übersetzung. Dabei erreicht Bartels ausnahmslos das von ihm selbst gesteckte, aber bekanntlich nicht immer leicht zu erreichende Ziel, die „sprachliche Eigenart der Originale getreu zu bewahren“ (S. 8). Gelegentlich stellt er anschließend, ebenfalls im Kursivdruck, knapp dar, wie sich der antike Kerngedanke in späteren Zeiten weiter entfaltet hat. Dass die Texte wirklich „in die Gegenwart gesprochen“ sind, bedarf meistens keines näheren Nachweises. Selten findet sich jedoch eine diesbezügliche Bemerkung, so etwa im Fall des oben angeführten Terenzwortes, bei dem der Autor darauf verweist, es wäre „heute zur Devise weltweit engagierter Hilfsorganisationen“ (S. 8) bestens geeignet.

Im Anhang findet sich neben den Lebensdaten der zitierten Autoren (S. 183–186) und einem Personen- und Sachregister (S. 195–199) ein sorgfältig erstellter Stellennachweis (S. 187–193), der dazu

<sup>9</sup> a.a.O. (siehe Anm. 7), 82f.

<sup>10</sup> Göttin, Gold und Grizzly, München 1976 (= Dialog mit der Antike 8), 16f.

<sup>11</sup> a.a.O., 57f.

einlädt, sich in den Kontext der jeweiligen griechischen oder lateinischen Originalstelle zu vertiefen. Insgesamt zeigt die Neuerscheinung also alle Vorzüge, an die man durch Bartels' vorausgehende Publikationen gewohnt ist: eine kluge Textauswahl, begleitet von einem stilistisch ausgefeilten Kommentar, der von einem weiten geistigen Horizont zeugt. Dazu gesellt sich – für „Zunftgenossen“ höchst willkommen – philologische Akribie beim Zitieren der Belege. Welch wertvollen Beitrag der unermüdete Autor durch seine Zeitungsrubriken und Bücher dazu leistet, humanistisches Gedankengut bei einem breiten Publikum zu verbreiten und präsent zu halten, kann wohl kaum überschätzt werden.

**Karl-Wilhelm Weeber:**

**Rom sei Dank! Warum wir alle Caesars Erben sind,**  
Frankfurt a. M.: Eichborn 2010

(408 S., ISBN: 978-3-8218-4775-7, € 22,95 [D] / € 23,60 [A])

**reinhard senfter**

Karl-Wilhelm Weeber



Seine Einführung in *Rom sei Dank!* eröffnet der Autor, der selbst nicht mehr eingeführt werden muss,<sup>12</sup> mit einer – so muss man sagen – schneidigen Kampfansage: „Auf Latein lassen wir nichts kommen. Die ganze Negativpresse zu Latein – das ist doch die reinste Gerücheküche, in der nur Leute am Werk sind, die nie selbst

Latein gelernt haben. Deren Zahl geht freilich rapide zurück; noch nie haben in Deutschland so viele Schüler Latein gelernt haben (sic!) wie zurzeit: rund 800.000!“ (S. 7).<sup>13</sup> Eine Ermunterung, die zunächst

<sup>12</sup> Karl-Wilhelm Weeber ist durch ein breites Oeuvre als *vir clarus Latinitatis propagandae* ausgewiesen, außer seinem Standardwerk *Alltag im alten Rom. Ein Lexikon* in zwei Bänden (1995/2000) sei noch das jüngste *opus* erwähnt: *Latin reloaded. Von wegen Denglisch - alles nur Latein!*, Darmstadt 2011.

<sup>13</sup> Der kleine Fehler, der sich auf der ersten Seite eingeschlichen hat, wird die Ausnahme geblieben sein auf den über vierhundert Seiten, die mir ordentlich lektoriert und auch stilistisch über fast jeden Zweifel erhaben scheinen. In der eben zitierten Stelle ist allerdings der Gebrauch von „ganz“ nicht ganz unbedenklich, andere von mir entdeckte Mängel fallen unter die Kategorie

alle, die mit Latein in Lehre und Wissenschaft ihr Brot verdienen, „sozusagen innerlich stramm stehen lässt“, ähnlich den von Karl-Wilhelm Weeber beschriebenen Lesern des *Bellum Gallicum*, nachdem ihnen der im Untertitel des Buches genannte Inbegriff des *homo Romanus* mit (seiner Darstellung) der ersten Feindberührung in BG I, 7,1-2 „seine Visitenkarte“ abgegeben hat, „ein Lehrstück an Energie, Umsicht, Zielgenauigkeit, Rationalität – das heißt für rationales und rationelles Handeln – und Schnelligkeit“ (S. 84).

Durch das „Erbe Caesars“ und den demographischen Trend an den Schulen ermutigt, geht *Latein sei Dank!* propagandistisch in die Offensive, es versteht sich als eine zeitgemäße Diatribe - adressiert an ein möglichst breites Publikum von zu bekehrenden Lateinskeptikern wie auch in ihrem wahren Glauben lau oder starr Gewordener -, die das heidnische römische Erbe und das globale Gewicht der lateinischen Sprache auf kurzweilige Weise fest verwurzeln soll; das „römisch-christliche Vermächtnis“ (S. 10) bleibt uns aus Platzgründen erspart (sic!), es blitzt im letzten Satz des Buches kurz auf, aber dort steht es am Ende des Kapitels und im Dienste der „Weltsprache Latein“: „Latein ist, daran werden wir zweimal im Jahr direkt aus der Ewigen Stadt erinnert, eine Sprache ‚für die Stadt und die Welt‘, *urbi et orbi*.“ (S. 378). Das christliche Odium des Titels selbst hält sich in Grenzen, zu gedankenlos ausgezehrt ist der einst dem gläubigen Herzen sich entringende Ausruf mittlerweile geworden. Insofern ist die Titelwahl wenigstens als zweckdienlich zu bezeichnen, da der Autor ungezwungen und dogmatisch wirken will und – Gott sei Dank! – nicht die Absicht hat, an SEINER Stelle den Götzen „Rom“ zu installieren, sondern eine dezidiert romkritische *second voice* mitverlauten lässt, die kein pflichtgemäß pauschaliertes und auf die Einleitung beschränktes Lippenbekenntnis ist, sondern der leichtfüßige Basso continuo von *Rom sei Dank!*, selbst wenn der Autor diesen Vorsatz kurz einmal vergessen sollte. So gerät etwa im Abschnitt „Pietas – Warum die Götter Roms Weltherrschaft wollen“ die Selbstwahrnehmung der herrschenden Nobilität von ihrer privilegierten Beziehung zu den Göttern so gut wie gar nicht unter Ideologieverdacht und das

*minimi errores*, so der „Friedefürst“ (S.31), der unpassende Konjunktiv in dem Satz „Es werde schon gut gehen, wird er gedacht haben“ (S.73), die falsche *carmina*-Bezifferung bei Catull (S.114 und 117) und die kakophone Nähe der beiden Pronomina in dem Satz „Die Menschen suchten nach Halt – und die geistigen Systeme des Hellenismus versprachen *ihn ihnen*“ (S.286).

von Vergils *Aeneis* lancierte Bild des *pious Aeneas* wird undifferenziert zur Verherrlichung eines überzeugten Staatsdieners entstellt, eines „Musters an Pflichtgefühl, der das eigene Lebensglück dem mit den Göttern geschlossenen *pietas*-Pakt hintanstellt“ (S. 25).<sup>14</sup>

□

Wer in der Anordnung der fünfzehn Kapitel<sup>15</sup> nach einem beziehungsreichen Muster bzw. roten Faden sucht, wird enttäuscht. Es beginnt gleichsam mit einem antithetischen Parallelismus, der jeweils einen Politiker einem Dichter gegenüberstellt, Augustus (1) vs Ovid (2), Caesar (3) vs Catullus (4). Blut- und schweißgetränkte Triumphe im „Umschichten“ und Ordnen von Menschen und Verhältnissen kollidieren mit Triumphen im Ordnen von Worten, die die Verhältnisse zum Tanzen bringen, indem wie in Ovids *Metamorphosen* nichts bleibt, wie es ist, oder korrumpierte „Römerwerte“ umgewertet werden, um deren Substanz zu retten, wenn Catull *foedus, fides* und *pietas* in seinem rebellischen Lebens- und Liebesideal gleichsam Unterschlupf, einen „glaubwürdigeren Kontext“ bot (S. 111). In den ersten vier Kapiteln ist dem Autor eine breitenwirksame Hommage an Höchstleistungen in Politik & Poesie und damit wohl nicht zufällig die *captatio benevolentiae* gelungen.

Die Kapitel 5-10 reihen Perlen technischer, organisatorischer und kultureller Fähigkeiten des *homo Romanus* aneinander: die Organisation der Zeit („Roms Kalender für die Welt“), des Raumes (Architektur, Straßenbau) und der Gesellschaft („Spiele“, Recht, Rhetorik). Das auch zur sozialen Organisation gehörende Kapitel über die Thermen (13) folgt erst nach den Kapiteln über die römische Satire (11) und Seneca als „philosophischen Essayisten“ (12). Den Abschluss bildet Roms vorbildlicher Kulturtransfer („Die Siegerin lässt sich besiegen – Erfindung einer Leitkultur“), dem wir die Rezeption des Griechischen und den *Begriff* der

<sup>14</sup> Aber wie glaubwürdig soll es sein, dass Octavianus & Co. *in pectore* davon überzeugt waren, ihre Rolle als „Spezialisten für Macht“ (S. 22) und Weltherrschaft sei nicht Zufall, aber auch „kein Gnadenerweis und kein Geschenk, sondern ein Verdienst“, nämlich „Teil des *pietas*-Deals“, in dem die Götter ihre heilige Pflicht gegenüber dem Volk erfüllten, das sie durch seine spezielle *religio* des „do, ut des“ am meisten beeindruckt hatte – natürlich „durften die Götter erwarten, dass die Römer als *pii* den mit der Weltherrschaft verbundenen Auftrag gewissenhaft ausführten“ (S. 24f.), was immer unter „Gewissenhaftigkeit“ in diesem Zusammenhang verstanden werden soll.

<sup>15</sup> Ich verwende im Folgenden zur leichteren Orientierung *Kapitelzahlen*, die im Buch selbst nicht vorkommen.

religiösen Toleranz (14)<sup>16</sup> sowie eine „Weltsprache“ (15) verdanken. Die Satire (11) hat sich ihren Platz als einziger Originalbeitrag Roms zur antiken Gattungsgeschichte verdient, das Senecakapitel „vermarktet“ Roms Beitrag zur Philosophie anhand einer faszinierend zwielichtigen, sagen wir es freundlicher, schillernden Persönlichkeit, die auch heute noch (zumindest die) Philologen polarisiert. Will man nicht Haare spalten, indem man über eine intendierte Nähe zwischen der in Senecas „Lebenshilfe“ (12) implizierten seelischen Hygiene und der Körperpflege der Thermen (13) spekuliert, bleibt das Rätsel, warum das zwischen Seneca und Roms Griechenlandbegeisterung gestrandete Kapitel über Wasserbau und Thermen, das z.B. nahtlos an (8), „Panem et circenses“, hätte anschließen können – zumal beide Abschnitte das Thema „Tierhetzen“ unter verschiedenen Aspekten abhandeln und die herrschaftsstabilisierende Funktion von Arena und Thermen thematisieren – so unübersehbar wie ohne Not aus dem Rahmen fällt.

(1) Das erste Kapitel über Augustus und seine „Inszenierung der Weltherrschaft“ eröffnet der Autor in seinem fiktionalen Vorspann, einem Gespräch zwischen zwei *nobiles*, von denen einer gerade mit Not dem *bellum Perusinum* entronnen ist, – und das scheint mir ein vom Autor intendiertes Emblem für die selbstkritische Färbung seines Rombildes – mit einem Paukenschlag: „Ein Schlächter! Das war das Einzige, was Marcus Varro herausbrachte. (...) 'Ein Schlächter', wiederholte er, 'eiskalt, skrupellos, machtbesessen. Ein Monster, das vorgibt, seinen Adoptivvater zu rächen – ausgerechnet ihn, der so ganz anders mit seinen Gegnern umgegangen ist. Clementia Caesaris, Caesars Milde – davon ist dieser Caesar meilenweit entfernt. Und zwar im Handeln wie im Denken!'“ (S. 11). Die „narrative“ Abrechnung mit dem Henker (in) Octavian wird vom „sachlichen“ Teil des Kapitels mit einem uneingeschränkten Lob der erfolgreichen „Wendepolitik“ des Augustus mehr als aufgewogen, ja es bleibt auf dem derzeitigen Stand unserer Erkenntnisse – *sine ira et studio* – nichts anderes übrig, als zu „*spectare et mirari*“, wie der zum „Hüter des Staates“ (S. 44) geläuterte ehemalige kränkliche Bürgerkriegsgeneral mit ausgeprägter sadistischer Geschmacksnote das Antlitz der *urbs*

<sup>16</sup> „Nichts berechtigt dazu, von Einschüchterung oder gar Unterdrückung religiöser Minderheiten im Römischen Reich zu sprechen“ und „Der Konflikt zwischen ‚Rom‘ und den Christen resultierte vorrangig aus der Rigorosität, mit der die Anhänger Jesu auf das erste Gebot verwiesen (...) aus der Sicht der Gegenseite waren es die Christen, die sich als unfähig zur Toleranz erwiesen“ (S. 346f.).

verwandelt und als „Meister der politischen PR-Arbeit“ (S. 19) ein Weltreich auf Jahrhunderte stabilisiert hat. Trotzdem: Karl-Wilhelm Weeber sei Dank! Der Leser vergisst darüber nicht das blutgetränkte Fundament, auf dem der zum Heilsbringer glattpolierte Schirmherr der klirrenden *pax Romana* und Baumeister der marmornen Metropole mit einer Vorliebe für (phallisch) „himmelwärts strebende“ Obeliskens im Stadtbild (S. 41) sich in die Pose des „Augustus von Prima porta“ wirft. (2) Was die wohl bekannteste breite Angriffsfläche des *homo Romanus* betrifft, den unsäglichen menschlichen Tiefpunkt, der fast täglich in der Arena erreicht wurde (selbst der nicht gerade als besonders romkritisch bekannte Livius sprach schon zu Augustus' Zeiten von einer „*vix tolerabilis insania*“, S. 184), da findet K.-W. Weeber klare Worte des Abscheus nur für die „zynischen reality-mythen“, bei denen ein Ikarus live abstürzte oder Pasiphae durch einen echten Stier vergewaltigt wurde.<sup>17</sup> „Fürwahr eines der dunkelsten Kapitel der lateinischen Literaturgeschichte“ (S. 182) und *Rom sei Dank!* bleibt dem Autor zum ersten Mal im Halse stecken. Nicht lange, denn im Übrigen beruhigt er den Leser mit der *communis opinio*, dass die sonstigen „Schlächtereien und Zynismen der Arena“ für die meisten Römer aus Ober- wie Unterschicht „normal und selbstverständlich“ waren (S. 182) und dass dies „untrennbar zu einem Phänomen des Schauens gehört, das auf frappierende Weise modern anmutet“ (S. 182), was diese *libido spectandi* nicht sympathischer macht, auch wenn der Autor präzise deren politische Funktionalisierung herausarbeitet (S. 196): Das *spectacula*-Angebot habe die Schaulust zur Sucht hochgekitzelt, die nach immer „größeren Dosen“ verlangte (S. 192) und ein – so Weeber – für die antike Mentalität untypisches „Wachstumsdenken“ und „krankhafte Zuwachsraten“ angeheizt habe, es wimmle nur so von konkreten Zahlenangaben im Zusammenhang mit den eingesetzten Personal- und Geldressourcen, Zahlenangaben, die in der römischen Geschichtsschreibung sonst Mangelware seien (S. 185f.). Man dürfe auch nicht vergessen, dass das prächtige architektonische Ambiente eines Circus maximus oder Colosseums Besucher auch heute noch in „einen visuellen Bann zu ziehen“ vermag, „der zumindest vorübergehend vergessen lässt, dass das bestaunte Bauwerk aus heu-

<sup>17</sup> Gemeint ist jene „Fatal Charades“ (K. Coleman) genannte Hinrichtungspraxis, deren schockierende Beschreibung Martials *Liber Spectaculorum* liefert. Es ist die Inszenierung von Episoden des griechisch-römischen Mythos, bei denen (verurteilte?) Männer und Frauen die Rolle einer auf der Bühne (fiktiv) sterbenden Person real zu übernehmen hatten.

tiger Sicht von seiner Funktion her auch ein Schandmal der römischen Zivilisation gewesen ist“ (S. 199). „Rom sei Dank - wofür?“ fragt sich der Autor am Ende dieses Kapitels zu Recht und zieht sich bei der Beantwortung auf die abschreckende Funktion des historischen Exempels zurück: „Zumindest (...) dafür, dass es uns ein anschauliches historisches Exemplum bietet, wie die Schaulust von Augenmenschen politisch in Dienst genommen“ wurde.<sup>18</sup> Überzeugender sind da Weebers aufschlussreiche Zahlen zum tatsächlichen Spielkonsum des einfachen Bürgers in der Hauptstadt, die den Eindruck zerstreuen helfen, hier habe sich ca. eine Million grundgesicherter, „arbeitsfreier“ Einwohner Tag für Tag dem verrohenden Blutausch hingegeben und mit dieser „Droge“ von den Caesaren politisch „einlullen“ und handzahn machen lassen. Denn bei drei Theatern mit 40000, dem Colosseum mit 50000 und dem Circus Maximus mit 250 000 Sitzplätzen hatte der einzelne Römer an 176 Tagen mit „Spielen“, davon 102 Theatertage, und 65 Tagen Circus „allein aus kapazitären Gründen keine Chance, mehr als ein paar Mal im Jahr bei einer der beliebten Massenveranstaltungen zuzuschauen“ (S. 202).

(3) Auch im Kapitel „Wasser – Die Monumentalisierung der Hygiene“ bedarf es einigen Lavierens, um das imperiale Verhältnis des *homo Romanus* zu den natürlichen Ressourcen in einem halbwegs überzeugenden „Rom sei Dank“ münden zu lassen. Denn die Erfolgsgeschichte der Thermen, die treffend als „Ausdruck eines Lebensgefühls und einer Gesittung“ gerühmt werden, „die das spezifisch Menschliche ausmachen“ und das Baden über den täglichen Routineakt hinaus zu einem „elaborierten humanum“ überhöhen (S. 303), auch wenn schon Tacitus (*Agr.* 21,3), wie der Autor betont, die herrschaftssichernde Funktion auch dieser populären Institution nicht entgangen ist, diese Erfolgsgeschichte beruhte auf dem massiven Raubbau an Holz und Holzkohle und im Prinzip auf der Unterwerfung der Natur, wie sie die Römer auch gegenüber den für die Arena benötigten Tieren praktizierten (cf. S. 186f.), aber, hält K.-W. Weeber den Kritikern an dieser „weniger vergnüglichen Seite unserer römischen Lektion“ entgegen, „wer sich heute über diese gigantische Tiervernichtung echauffiert, sollte nicht übersehen, dass die westliche Zivilisation im Umgang mit der Natur grundsätzlich das Erbe der Römer angetreten hat“ (S. 307).

<sup>18</sup> „Die visuelle Ausprägung einer *panem et circenses*-Verführung liegt näher, als wir das wahrhaben wollen“ (S. 200).

(4) Ein *so gut wie* uneingeschränktes „Rom sei Dank!“ erschallt im Kapitel über C. I. Caesar, wohl sehr zum Bedauern der Leser, die den Vorläufer der kolonialistisch-militaristischen Mentalität (des 19. Jh.) mit ihren Kardinaltugenden „Selbstdisziplin“, „Technik“, „Effizienz“ etc. samt brillanter Beherrschung des Wortes<sup>19</sup> unsympathisch finden und/oder ihn aus dem Schulkanon definitiv entfernen möchten. Karl-Wilhelm Weeber plädiert unerschrocken für das *Bellum Gallicum* im Unterricht, nicht nur weil Herr C. „ein wirkungsmächtiges Stück Europa“, sondern „von anderen tragfähigen Begründungen ganz abgesehen (...) ein großartiger Bewusstmacher“ sei, der „nicht nur schwierige Konstruktionen, sondern ebenso unbequeme Wahrheiten bereitstellt“, ergo: „Mindestens dafür gebührt ihm Dank“ (S. 96f. Hervorhebung RS). Vielleicht klingt manchem der Terminus „Bewusstmacher“ zu brachial, er bebildert aber angemessen die Tatsache, dass C. nicht nur politische Tabus gebrochen und menschliche Grenzen überschritten, sondern mit seinen gerade durch ihre „Folgerichtigkeit“ den Widerspruch herausfordernden Kriegsberichten, die „umfassend informieren“ und „keine nennenswerten Ungereimtheiten oder gar offensichtliche Unwahrheiten“ aufweisen (S. 91), (uns) gleichzeitig ein messerscharfes Mittel zur Verfügung gestellt hat, den Mechanismen von Macht und Manipulation auf den Grund zu gehen. Hier liegt sicherlich auch der Grund für den rational nicht zu argumentierenden Befund, dass „man“ – *scilicet* Karl-Wilhelm Weeber und sein Rez. – den Brutalitäten des Gaius Iulius gegenüber weniger Abscheu empfindet als z.B. gegenüber der Grausamkeit&Perfidie seines Adoptivsohnes. Es ist das Faszinosum des „begnadeten Stilisten“ (S. 82), seine (Un-)Taten mit einem ausweichlichen Genuss zu verbinden, der wie „ein süßes Gift“ (S. 93) den Leser entwarfnet und lenkt und für den Lenker einnimmt: „Durch seine Taten schüchterte er die Zeitgenossen ein, durch die Darstellung seiner Taten die Nachwelt“.<sup>20</sup> Es ist genau dieser Zauber, der Karl-Wilhelm Weebers Darstellung beflügelt, in der auch Altbekanntes, wie die Art einen Krieg unverfroren als gerecht

<sup>19</sup> cf. den dazu maßgeblichen Vortrag von P. Wülfing, *Caesars Bellum Gallicum. Ein Grundtext europäischen Selbstverständnisses* im Literaturverzeichnis von *Rom sei Dank!* (S. 395)

<sup>20</sup> Wolfgang Will, *Veni, vidi, vici. Caesar und die Kunst der Selbstdarstellung, 2008, S. 7 - Der Romancier Joseph Roth bezeichnete im Jahre 1937 Caesar als den letzten Diktator, „der seine Muttersprache beherrschte“ – „Tatsächlich verstand es kein Staatsmann, sich in seinen Schriften auf einem so hohen Niveau zu inszenieren wie Caesar. Das ist sein bleibendes Verdienst“ (Will, S. 137).*

erscheinen oder eine Brücke unglaublich schnell bauen und wieder abreißen zu lassen, spannend und frisch und ganz und gar „unkritisch“ wirkt. Insofern ist auch die erwähnte leichte Abschwächung des Dankes am Kapitelende nicht so ernst gemeint oder eher der Ausdruck von ein klein wenig schlechtem Gewissen, über den blendenden Vorzügen des am Ende müde und mürbe gewordenen *dictator perpetuus* fast den am Beginn des Kapitels ausführlich geschilderten kaltschnäuzigen jungen Henker vergessen zu haben, der „in einem Anflug von Großmut“ anordnete, die für das Kreuz bestimmten Piraten „vorher zu erdrosseln“ (S. 75).

(5) Ein Überblick über die Kapitel zur römischen Satire und *Seneca philosophus* soll abschließend zeigen, wie Karl-Wilhelm Weeber die Gratwanderung besteht, die der von ihm gewählten Textsorte innewohnt, die man als „selbstkritische Propagandaschrift“ bzw. „undogmatische Diatribe“ bezeichnen könnte. Da geht es einerseits um die unterhaltsame Anpreisung von römischen Verdiensten und Persönlichkeiten, die außer Frage stehen bzw. „aktualisierbar“ sind, und zugleich um die Wahrung einer das Befremdliche nicht einebnenden Distanz zum „nächsten Fremden“, mit dem U. Hölschers schönes Oxymoron unsere *unüberbrückbare Nähe* (©RS) zur römisch-griechischen Antike eingefangen hat; denn zutiefst be-fremdlich (und nahe) bleiben Arena, Caesarenwahn, Kriegsführung<sup>21</sup>, der Sadomasochismus in der Sexualität, in Invektive, Satire und Epigramm<sup>22</sup> sowie der ganze

<sup>21</sup> „Der griechisch-römische Krieg ist grausamer, als er es im Mittelalter oder noch im 19. Jahrhundert gewesen wäre. Es kämpft eine Gemeinschaft gegen eine andere, ohne zwischen Soldaten und Zivilisten einen Unterschied zu machen. (...) eine der Kriegsregeln besagte, dass eine Stadt, die sich nicht schon ergab, bevor der erste Rammstoß die Mauern getroffen hatte, den Soldaten ausgeliefert wird mit dem Befehl, jedes Lebewesen zu töten, das ihnen über den Weg läuft“, was dazu führte, dass man - nach POLYBIOS - bei der Einnahme Karthagos nicht nur „Menschen mit durchtrennter Kehle, sondern auch in zwei geteilte Hunde und andere zerstückelte Tiere sah“ (Paul Veyne, *Humanitas: Die Römer und die anderen in: Der Mensch der römischen Antike*, hg. von Andrea Giardina, Campus Verlag 1991, S. 396f.).

<sup>22</sup> „Die Römer waren offenbar seit jeher stark darin, jemanden in der Öffentlichkeit herabzusetzen“, zu „stark“, denn das sogenannte „Niedersingen“ (*occentare*) war im Zwölfafelgesetz sogar „mit der Todesstrafe bedroht“. Nach HORAZ sollen die Scherz- und Spottgesänge bei Hochzeiten und Festen sehr bald den Rahmen „ländlich derber Neckereien“ gesprengt und zu „rohen Ausfällen entartet sein“ (M. Fuhrmann, *Geschichte der römischen Literatur*, 1999, S. 31f.).

Komplex dieser penetrant imperial-patriarchalen Mentalität: „Der Römer aber nähert sich einem kalt und fremd und will gleich etwas befehlen. Er hat unzählige Sklaven, die alles für ihn tun, aber nicht damit er etwas Besseres oder Schwierigeres tut, sondern damit er, wann immer es ihn gelüftet, befehlen kann. Und was er befiehlt!“<sup>23</sup>

Wichtig, dass die Satire in *Rom sei Dank!* ausführlich zu Wort kommt, als einziger römischer Originalbeitrag zur Gattungsgeschichte, ein Genre, in dem die Römer „sich selbst in Frage stellen, über sich selbst lachen und scheinbar Selbstverständliches und weithin Akzeptiertes gegen den Strich bürsten konnten“, eine Leistung, die – so Karl-Wilhelm Weeber – „einem ja auch einigen Respekt vor den Römern abnötigen kann, die gemeinhin nicht gerade als Meister der Selbstdistanz und Selbstkritik ‚gehandelt‘ werden“ (S. 266). Mutig, dass der Autor es wagt, Juvenals immer noch so genannte „Weibersatire“, der „eher der Mief überkommenen kleinbürgerlich-reaktionären Denkens anhaftet“ (S. 263) als Teil der römischen Seele zur Diskussion zu stellen, sechshundertsechzig kompromisslos frauenfeindliche Verse, eine Generalabrechnung mit dem durch und durch korrumpierten „anderen“ Geschlecht, das mit vielen geschmacklosen Details als unendlich geil, grausam, geldgierig, abergläubisch, wankelmütig, usw. gegeißelt und auf den Punkt gebracht wird als (Un-)Wesen, das sich selbst gar alles erlaubt – *nil non permittit mulier sibi* (S. 261). Diese Orgie der Empörung mündet in dem absurden Ratschlag an alle Männer seiner Zeit, die Ehe tunlichst zu meiden. Karl-Wilhelm Weeber benützt die von Iuvenal mit Fü-

Diese „rohen Ausfälle“ kann man als Sadismus verbuchen - und in seiner masochistischen Umkehrung liegt „möglicherweise der wichtigste Schlüssel zum Sexualleben der Römer“ (E. Bornemann, *Das Patriarchat*. 1989, S. 477; mit einer Menge Belegen aus der römischen Literatur, S. 451-80).

<sup>23</sup> Elias Canetti: *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942-1972*. 1994, S. 36 – Das Recht zu befehlen ist dabei ein Faktum jenseits von Gut und Böse, das dem durch seine Waffen Überlegenen zukommt, und basta! „... es scheint so, als hätte Rom seine Eroberungen als etwas Selbstverständliches erlebt, worüber es einfach nichts zu reden gab. (...) Das republikanische Rom rühmt sich nicht einmal, ein Volk von überlegener Abkunft und der natürliche Führer der plebejischen Völker zu sein; (...) es entschuldigt sich auch nicht damit, daß nationaler Egoismus bei jedem Volk ein heiliger Nationalismus sei. (...) Rom schweigt mit Recht, denn es regiert, weil es der König der Völker ist; ein König hat keine universelle Legitimation, sondern regiert, weil er König ist“ (P. Veyne, a.a.o., 402).

Ben getretene *political correctness* einerseits dazu, den *advocatus diaboli* zu spielen, der den selbstgerechten liberalen Mainstream unserer Tage karikiert, wenn er sich seinerseits in den „dumpfen, ausländerfeindlichen Kleinbürger Juvenal“ (S. 264) verbeißt – der Satiriker war überhaupt nicht erfreut über die vielen Immigranten aus dem Osten in „seinem“ Rom“ (cf. S. 348) –, durch dessen Zeilen schon „vor 2000 Jahren NPD-Slogans wabern: Der Geist steht links? Zumindest der satirische? Von wegen – das ist ja empörend rückständiges Gedankengut, das sich ein lateinischer Satiriker da erlaubt. Der Geist steht ja wohl stramm ‚rechts‘ – typisch Römer! Höchste Zeit, dieses anti-aufklärerische Dumpfbacken-Gewäsch auf dem geistigen Müllhaufen der Weltgeschichte abzuladen“ (S. 264), um dann andererseits – wie ich glaube zu Recht – eine Lanze für die Freiheit der Kunst zu brechen: „Auch bei dem konservativ gestrickten Satiriker gilt auf die Frage ‚Was darf Satire?‘ die gleiche Antwort: Alles“ (S. 265), zumal Juvenal „aktuelle Probleme einer Zeit aufgriff, die als Auftakt des glücklichsten Jahrhunderts (sic!) der Menschheit gilt. Er ist scharfsichtig genug, alarmierende Zeichen des Verfalls zu beobachten: das sinkende Prestige der Literatur und der Intellektuellen, den Verfall der Erziehung infolge des einseitigen Wohlstandsdenkens der Eltern, das Aufkommen religiöser Intoleranz und des Fantismus, die Allmacht des Militärs (...) und die Ohnmacht des Staatsbürgers. Dies alles hat das Wesen Roms und der ‚Römer‘ verändert. Zugleich lenkt er den Blick auf innere Werte, die zukunftssträchtig sind. Juvenal erweist sich im Bösen wie im Guten oft als Prophet“ – so M. v. Albrecht in seinem Resümé zum Dichter der *indignatio*.<sup>24</sup>

Karl-Wilhelm Weeber sei Dank! Auch – mit Vorbehalten – für seinen am Gegenpol zu diesem erbittert missmutigen Moralisten und *nobody's darling* angesiedelten Rundgang durch die Aphorismen-Feinkostboutique des angesagtesten „Ratgeber“- und „Lebenshilfe“-Feuilletonisten der Nero-Ära, L.A. Seneca junior, *everybody's darling*, seien es nun Manager, Gestresste oder Krypto-Christen,<sup>25</sup>

<sup>24</sup> *Geschichte der römischen Literatur* II, 1992; S. 816.

<sup>25</sup> Georg Schoeck (miss-)braucht für sein *Seneca für Manager* dessen Hang zur „gnomischen Formulierung“: „Manche seiner funkelnden Sätze scheinen geradezu danach zu rufen, aus dem Kontext erlöst zu werden“ (S. 292). – „Wegen vieler geistiger Parallelen zum Christentum (...) wurde er jahrhundertlang als *Seneca Christianus* tradiert, und erst in der Renaissance wurde der angebliche Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus als historische Fiktion entlarvt“ (S. 294).

Seneca, „ein Helmut Schmidt der Philosophie“ (S. 289), dessen „autoritative Sprache“ der Allwissenheit K.-W. Weeber auch im Römer wiedererkennt und zum Geheimnis seines Erfolges erklärt: „...die sprachliche Klarheit bürgt für inhaltliche Sicherheit. Das davon ausstrahlende Gefühl der Geborgenheit ist ein wesentlicher Teil des Faszinosums, das von Seneca stets ausgeht“ (S. 290). Dabei hatte Seneca zunächst mit „einer der bösesten politischen Satiren voll Hass und Häme“ auf den Kaiser Claudius reüssiert, durch den mit seiner (stoischen) Doktrin kollidierenden Reichtum viel Kritik auf sich gezogen und war schon in der Antike als Schriftsteller und Intellektueller umstritten: „ein alberner und einfältiger Mensch“ und ein „Schriftsteller ohne jeden Belang“, notierte etwa Gellius in der Mitte des 2. Jh. n. Chr. (S. 291).

K.-W. Weeber bescheinigt ihm einen Tod, der ebenso „stilsicher“ war wie seine Bestseller, die mit ihrer eklektischen „Häppchen-Philosophie“ (S.285) „den Zeitgeist trafen“ (S. 291), u.a. weil sie „die Eleven dort abholen, wo sie stehen“ (sic! S.288f.) und in die Lage versetzen, mit „einer Seneca-Sentenz zu punkten, obwohl oder weil sie plakativ daherkommt. Das Undifferenziert-Zuspitzende ist Methode, es ist indes nur der ‚Gipfel‘, in den ein Argumentationsgang, eine mit Beispielen und Erfahrungen anschaulich gemachte Gedankenkette kulminierend ausläuft“, trotzdem mache es Senecas Darstellungsweise denen leicht, die aus seinen *epistulae morales* „Florilegien ohne Stamm und Wurzeln“ (S. 293f.) kompilieren. Auch wenn K.-W. Weeber naturgemäß bestrebt ist, einen klaren Trennungsstrich zwischen den „seichten, populärpsychologischen Lebenshilfe-Breviers unserer Tage“ und Senecas „philosophischen Grundsätzen verpflichteten Lebensregeln und Verhaltensempfehlungen“ (S. 283) zu ziehen, verblasst diese Grenze im Verlauf des Kapitels immer mehr und die streckenweise saloppe Vereinnahmung eines „Stars“ der römischen Literatur für die zeitgemäße Sparte „Lebenshilfe im Plauderton“ (S. 276) kommt einer Anbiederung an die „*auribus temporis*“<sup>26</sup> gefährlich nahe: „Wäre es so verkehrt, den philosophischen ‚Dosierer‘ Seneca als journalistisch arbeitenden Literaten zu bezeichnen? Und seinen Erfolg und Einfluss zu allen Zeiten auf ebendiese „journalistische“ Arbeitsweise zurückzuführen?“ (S. 289). Ja, nicht verkehrt, aber sehr verkürzend, und diese Verkürzung geht auf Kosten der Wahrheit und der Marke „Seneca“ als einer der vielschichtigsten, begabtesten und im Kopf freiesten Gestal-

<sup>26</sup> cf. Tacitus' Urteil über Seneca: „*ingenium amoenum temporis eius auribus accomdatum*“ (S. 291).

ten der römischen Literatur&Politik, die durch die hier gewählte Perspektive auf ihre Vergleichbarkeit mit dem zeitgenössischen Betrieb populärphilosophischer Plaudereien am medialen Kamin (in der Manier eines Konrad P. Liessmann – bestenfalls!) verdünnt wird.

□

Wie bei einer Werbeschrift nicht anders zu erwarten, will *Latein sei Dank!* kein „erschöpfendes Kompendium zu unserem römischen Erbe“ (S. 10), sondern eine (auch) nach persönlichen Vorlieben komponierte Auswahl von Leistungen des *homo Romanus* in den Bereichen Politik, Kultur und Literatur sein, sehr wohl ein Sachbuch, das den neuesten Erkenntnissen der Forschung verpflichtet ist, aber jedes Kapitel mit einem vom Autor teilweise erfundenen oder aus den Quellen herausgesponnenen (fiktionalen) Text einleitet, der als „narrativer ‚Appetizer‘“ (S. 10) die Leser neugierig machen soll, deren Auge überdies mit vielen Zwischenüberschriften und Untertiteln innerhalb eines Kapitels entlastet wird. Dem Propagandazweck dient ohne Zweifel auch das Prestige der Reihe, in der *Latein sei Dank!* erscheinen darf, und naturgemäß der zielgruppenorientiert-gelockerte Habitus der Rede, der einen moderaten Plauderton bzw. das entspannt kolloquiale favorisiert, um eine gespreizte Miene ebenso zu vermeiden wie steife Gelehrsamkeit und die besonders Alten Philologen naheliegende Verlockung zu „kulturpessimistischen“ Ausfällen. Das gelingt Karl-Wilhelm Weeber ganz vorzüglich, wenn auch nicht lückenlos: So wird vielleicht manchem Leser das kontinuierliche Bedürfnis des Verfassers von *Romdeutsch*,<sup>27</sup> möglichst viele Wörter des deutschen und englischen Wortschatzes sowie Fremdwörter, die zum allgemeinen Bildungsgut geworden sind, auf ihre lateinischen Wurzeln zurückzuführen und damit stolz für die „Weltsprache Latein“ in Beschlag zu nehmen, zuweilen pedantisch dünken.<sup>28</sup>

An ganz wenigen Stellen verirrt sich die gut gemeinte Verteidigung der (Lebendigkeit der) lateinischen Sprache „in unserer Welt“ in abstruse Argumente und stilistisch gar ins zu intensiv Umgangssprachliche. So wenn die „Millionen und Abermillionen Menschen“ vom Autor dafür gewürdigt wer-

<sup>27</sup> *Warum wir alle Lateinisch reden, ohne es zu wissen*, Die andere Bibliothek Bd. 249, Frankfurt 2006.

<sup>28</sup> Die Bandbreite reicht von *via strata* („gedeckter Weg“= Straße) und *via rupta* („Route“, S.161f) zu „Event“ (S.196), *compilare* („gewaltsames Ausplündern“, S.221) bis „Wer nüchtern zum Arzt bestellt wird, soll im nächtlichen (*nocturnus*) Zustand kommen“) oder „Die *Pfütze* auf der Straße war ursprünglich ein Brunnen, *puteus*“(S.364f.).

den, dass sie zum Erfolg der „Weltsprache Latein“ allein dadurch beigetragen hätten, „weil sie Latein schlicht als Muttersprache gesprochen und geschrieben haben. Einfach als Kontrapunkt zum allgemeinen Image, das Lateinische sei eine ‚tote Sprache‘ (und den daraus folgenden, nicht immer besonders seriösen ‚Schlussfolgerungen‘ und Vorurteilen). Mindestens war es *mal* ganz schön lebendig und wurde von quicklebendigen Menschen aller Gesellschaftsschichten auf sehr lebendige Weise genutzt. Man wird ja vielleicht *mal* daran erinnern dürfen“ (S. 356f. Hervorhebungen RS).

An die Gefahr, in (beliebigen) „Kulturpessimismus“ zu verfallen, erinnert der Autor sich selbst anlässlich seiner im Rhetorik-Kapitel im Vergleich mit aktuellen menschenverachtenden Usancen der „medialen Anprangerung“ erfolgten Relativierung der nicht selten „unter die Gürtellinie zielenden Polemik“ römischer Schmäh- und Hetzrhetorik, die er an einigen Kostproben aus Ciceros Reden gegen Antonius eindrucksvoll exemplifiziert: „Man muss diesen verbal rüden Umgang miteinander nicht gut oder gar vorbildlich finden und wird rhetorische Schlammschlachten mit jeder Menge pikanter Details aus dem Privatleben des politischen oder persönlichen Gegners schwerlich als Ausdruck von Humanität oder *humanitas* (‚Bildung‘, ‚Anstand‘, ‚Kultiviertheit‘) verteidigen wollen. Aber selbstgerechter Dünkel darob steht der modernen Mediengesellschaft eher schlecht zu Gesicht; dafür hat sie selbst zu viele Leichen im Keller“ (S. 237). Karl-Wilhelm Weeber ist selbst Rhetoriker genug, um kurze Zeit später die eigens aufgestellte Stopptafel „Genug des leicht kulturpessimistisch angehauchten Rasonnements!“ (S. 237) souverän zu überfahren, wenn er unserer Zeit ankreidet, sie habe die Kunst des Lobens gründlich verlernt, und diesem Manko die „grandiose Einseitigkeit“ (S. 245) römischer Lob- und Prunkreden gegenüberstellt, in denen der Redner mit „professionellem Pathos“ das „Rühmliche, Verdienstvolle, Preiswürdige“ aufzeigte und dabei keine Skrupel hatte, „Superlative zu kumulieren“ und die „Schattenseiten“ des Gefeierten auszublenden. „Ein Spiel, wenn man so will. Ein schönes Spiel, bei dem alle Bescheid wussten und niemand besserwissend aus der Rolle fiel. (...) Ein kollektiver Selbstbetrug? Aus ideologiekritischer Perspektive wohl schon. Aber auch eine großartige Möglichkeit, Identität zu stiften und Gemeinsamkeit zu zelebrieren – allein mit dem preisenden Wort, ohne Abgrenzung und Gegnerschaft gegenüber dem anderen, nicht so Schönen und Guten“ (S. 246). Und immer noch im Kapitel „Verführung durch Worte? – Die Macht der Rhetorik“ suggeriert der Autor mit zunehmender Begeisterung, dass ein *populus*, bei dem die Rede-

kunst eines Cicero „populär“ war und der als „Schiedsrichter im Rednerwettbewerb der Politiker sachkundig urteilt“, hoch über das tumbe Publikum des „ganzen Talkshow-Mists (sic!) mit seinen Worthülsen und vorgestanzten Redeschablonen“ zu stellen sei: „Wäre es, Hand aufs Herz, nicht eine großartige Sache, sich diesem wunderbaren Erbe einer blühenden, wahrhaft populären Redekunst-Kultur verpflichtet zu fühlen und sich ihm wieder etwas stärker anzunähern?“ (S. 250).

Bei allem Stolz auf das römische Erbe, der den Autor immer wieder mit sich reißt - wenn er die Länge des römischen Straßennetzes (S. 166) oder die unglaubliche Effizienz der römischen Kuriere ermisst, wenn er das „grandiose“ *opus caementicium* bei der Baugeschichte des Pantheons detailreich preist (S. 168) oder die Bewunderung des griechischen Rhetors Dionys von Halikarnass zitiert, dass „neben der Straßenpflasterung und der Entwässerung die Wasserleitungen zu den ‚Hauptprachtwerken‘ Roms (zählen), aus denen die Größe des Reiches am meisten hervorleuchtet“ (S. 319) -, der kritische Blick hinter den Glanz des Imperiums und seiner unbestreitbaren zivilisatorischen Leistungen und Erfolge kommt nicht zu kurz, noch im Schlusskapitel, „Sprache einer Weltmacht - Welt-sprache Latein“, steht Karl-Wilhelm Weeber nicht an, den grundsätzlichen „Makel“ des „Triumphes des Lateinischen“ einzuräumen, dass sich nämlich „nicht leugnen lässt: ohne den Sieg der römischen Legionen kein Siegeszug des Lateinischen“ (S. 360). So wird nach fast dreihundertachtzig Seiten dichter Sachinformation und unermüdlicher Imagepflege *ad maiorem Romae gloriam Rom sei Dank!* in den Köpfen möglichst vieler Freunde (und Gegner) der alten Sprachen zu dem geworden sein, was es nach dem Willen Karl-Wilhelm Weebers ganz bescheiden sein soll(te): Eine „Einladung in eine spannende Vergangenheit, die nicht vergangen ist“ (S. 10).

**Manfred Kienpointner:**

**Latein – Deutsch kontrastiv. Vom Phonem zum Text,**

Tübingen: Julius Groos 2010 (= *Deutsch im Kontrast*; 23)

(409 S.; ISBN 978-3-87276-869-8; € 59,90)

**Anna Pinter**

Bereits 1985 legt Manfred Kienpointner, seit 1996 Professor am Institut für Sprachen und Literatur/Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, eine „Kontrastive Darstellung lateinischer und deutscher Prädikativa im Rahmen der Dependenz-

grammatik“<sup>29</sup> vor und steht damit am Beginn seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit Kontrastphänomenen des Deutschen und Lateinischen. Zahlreiche publizierte Aufsätze in wissenschaftlichen und fachdidaktischen Zeitschriften mündeten 2010 in der umfangreichen Monographie „Latein – Deutsch kontrastiv. Vom Phonem zum Text“. Darin stellt K. Einzelphänomene des klassischen Latein und der deutschen Hochsprache auf den Ebenen der Phonetik und Phonologie, der Morphologie, der Syntax und der Textgrammatik einander gegenüber und geht in einer entscheidenden Hinsicht weit über bisherige Grammatiken des Lateinischen hinaus:

Die wohl größte Leistung der Kontrastiven Linguistik (KL) ist die, dass sie Sprachen nicht isoliert betrachtet, sondern sie in Bezug zu anderen Sprachen setzt, wodurch ein dynamischeres und umfassenderes Bild entsteht. Wer sich mit der KL beschäftigt, wird sein Verständnis von Sprache grundlegend verändern und sein Bewusstsein nicht nur für die fremde, sondern unweigerlich auch für die eigene Sprache und Welt erweitern. K. gelingt dies umso mehr, als er sich nicht nur auf die Kontrastierung von Latein und Deutsch beschränkt, sondern häufig auch Beispiele aus dem Englischen und Französischen, aber auch aus weniger bekannten, außereuropäischen Sprachen, wie dem Cebuano und dem Kampanganischen – zwei philippinischen Sprachen – oder verschiedenen Indianersprachen einbringt. Dadurch regt er seine LeserInnen dazu an, ihr eurozentrisches, in der eigenen Muttersprache behaftetes Weltbild aufzubrechen und traditionelle Grammatikkategorien zu hinterfragen: „Das vergleichende Betrachten der eigenen Muttersprache mit einer Fremdsprache kann eine Grenzüberschreitung ermöglichen. Eine kontrastive Grammatik gleicht in dieser Sicht einer geführten Besichtigungstour in einem fremden Land“, so K. in der Einleitung (S. 13), in der er auch den Wert einer kontrastiven Sprachbetrachtung für den fächerübergreifenden Unterricht hervorhebt.



Obwohl bereits eine Reihe von Aufsätzen und v.a. eine fast 1000 Seiten umfassende Monographie

<sup>29</sup> Manfred Kienpointner: Kontrastive Darstellung lateinischer und deutscher Prädikativa im Rahmen der Dependenzgrammatik, Innsbruck 1985 (= Mitteilungen aus dem Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck; Report 4).

von Hans Glinz<sup>30</sup> zum Thema veröffentlicht wurden, existierte bis dato noch keine vergleichbar detaillierte und wissenschaftlich fundierte kontrastive Grammatik (KG) des Lateinischen und Deutschen.

Als Zielpublikum nennt K. neben LinguistInnen auch Lateinstudierende und -lehrende. Dementsprechend sind die Ausführungen auf der einen Seite sehr theoretisch und anspruchsvoll gehalten. Auf der anderen Seite versucht K. durch Basisdefinitionen und mittels Graphiken oder Tabellen auch Nicht-LinguistInnen den Zugang zu erleichtern. Was das Buch nicht oder nur kaum bietet und auch nicht zu bieten verspricht, sind konkrete fachdidaktische Vorschläge für eine Umsetzung im Unterricht; lediglich vereinzelt finden sich derartige Anmerkungen, wenn z.B. der „Satzbaum“ (S. 149) als didaktisches Mittel zur Veranschaulichung komplexer Satzstrukturen bezeichnet wird. Ziel K.s ist es jedoch sehr wohl, „eine Hilfestellung hinsichtlich der Prävention und Therapie zu erwartender Grammatik- und Übersetzungsfehler“ (S. 13) zu bieten und wichtige Anregungen für den Unterricht zu liefern.

An dieser Stelle ist ein knapper Exkurs in die Entwicklung der KL notwendig, um deren Bedeutung für den Sprachunterricht zu definieren: Die zentralen Thesen der angloamerikanischen kontrastiven Fremdsprachendidaktik der 60er und 70er Jahre – Kontrastphänomene zwischen zwei Sprachen seien die Hauptfehlerquelle beim Fremdspracherwerb und Fehler seien demnach überwiegend auf Interferenzen aus der Erstsprache zurückzuführen – erwiesen sich bereits zu Beginn der 70er Jahre als unhaltbar. Die frühe KG entwickelte sich in der Folge weiter, indem sie unter dem Einfluss verschiedener Spracherwerbstheorien ihre Thesen modifizierte und eine moderatere Position hinsichtlich der Sonderstellung der Erstsprache bei der Fehlergenese einnahm; so musste sie zum Beispiel eingestehen, dass Fehler, die tatsächlich auf Interferenzen aus der Erstsprache zurückzuführen sind, im Gesamtbild der Fehlermatrix nur einen geringen Prozentsatz ausmachen.<sup>31</sup> Interferiert wird auch bzw. v.a. aus anderen Fremdsprachen, deren Strukturen sich noch nicht sehr tief in das Sprachbewusstsein eingepägt haben; außerdem können nicht nur bei großer Distanz zwischen zwei Sprachen, sondern auch und ganz besonders bei

großen Ähnlichkeiten, z.B. zwischen Deutsch und Holländisch oder Spanisch und Italienisch, Interferenzerscheinungen beobachtet werden.<sup>32</sup> Besonders kritisch hinterfragt werden sollte der Einfluss einer lebenden, auf natürlichem Weg erworbenen und auf direkte Kommunikation zielenden Sprache auf eine Sprache, die fast ausschließlich passiv und über einen überwiegend analytischen Zugang erlernt wird.

Dieser Hinweis soll keineswegs den Wert einer kontrastiven Sprachbetrachtung, wie sie K. vorbildlich und bisher einzigartig für das Lateinische und Deutsche geschaffen hat, in Frage stellen; er soll vielmehr dazu anregen, die durchaus berechtigte Aussage des Autors im Vorwort – „Den zu erwartenden Lernschwierigkeiten für Lernende bzw. Studierende mit Deutsch als Muttersprache kann dadurch (Anm.: durch die Berücksichtigung von Kontrasten) besser begegnet werden.“ (S. 7) – nicht unreflektiert zu übernehmen. K. beschränkt sich nicht auf die Darstellung der größten Kontraste, sondern bemüht sich stets auch um das Aufzeigen von Ähnlichkeiten und Parallelen in den beiden Sprachsystemen. Richtig ist sicher auch K.s Feststellung, dass auf der Ebene der Syntax im Bereich der Satzmodelle Kontraste zwischen Erstsprache und Fremdsprachen den Lernenden besonders große Schwierigkeiten bereiten<sup>33</sup> (S. 267).

K. stützt sich in seinem eklektischen Grammatikmodell auf Simon Diks Funktionale Grammatik sowie auf Lucien Tesnière's Dependenz- bzw. Valenzgrammatik von 1953, der er seit den Anfängen aufgrund ihrer Praktikabilität<sup>34</sup> treu geblieben ist; sie habe ihre „Fruchtbarkeit und Relevanz [...] in einer Reihe von kontrastiven Arbeiten zu anderen Sprachpaaren gezeigt“, so K. bereits 1985 in der oben erwähnten Arbeit (S. 2). Die Valenzgrammatik versucht, ausgehend vom Kern eines Satzes,

<sup>32</sup> Einen Überblick über Entwicklung, Kritik und Rechtfertigung der KL bietet Gerhard Nickel (Hg.): Reader zur Kontrastiven Linguistik, Frankfurt a. M. 1972, darin insbesondere Carl James: Zur Rechtfertigung der kontrastiven Linguistik, S. 21-38, Eugenio Coseriu: Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik, 39-58, W. Robert Lee: Überlegungen zur kontrastiven Linguistik im Bereich des Sprachunterrichts, S. 157-166; siehe auch: Ekkehard König: Kontrastive Linguistik als Komplement zur Typologie, in: Claus Gnutzman (Hg.): Kontrastive Linguistik, Frankfurt a. M. et al. 1990 (= Forum Angewandte Linguistik; Bd. 19), S. 117-132.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu auch Hans-Joachim Glücklich, Lateinunterricht. Didaktik und Methodik, Göttingen 2008.

<sup>34</sup> Zur Bedeutung der Dependenzgrammatik äußert sich auch Peter Kuhlmann in seiner 2009 erschienenen Fachdidaktik (S. 104-106).

<sup>30</sup> Hans Glinz: Grammatiken im Vergleich: Deutsch - Französisch - Englisch - Latein. Formen - Bedeutungen - Verstehen. Niemeyer, Tübingen 1994.

<sup>31</sup> Zu den verschiedenen Fehlerursachen siehe Hermann Niedermayr (Fehleranalyse und Fehlertherapie. *lanus* 10, 1989, S. 24-39).

dem Prädikat, die hierarchischen Abhängigkeitsrelationen der einzelnen Elemente eines Satzes, an deren Spitze das Prädikat steht, zu erklären. Die bevorzugte Darstellungsform der Valenzgrammatik sind die sogenannten Strukturbäume, wie sie K. sehr häufig der Veranschaulichung halber im Syntaxkapitel einbaut.

Ein modernerer Ansatz ist Simon Diks Funktionale Grammatik<sup>35</sup>, welche die rein strukturelle Betrachtung Tesnières um den Aspekt der semantischen und kommunikativen Funktion sprachlicher Äußerungen erweitert; so ist es z.B. nicht nur relevant zu wissen, über welche Kasus eine Sprache verfügt, sondern insbesondere, welche unterschiedlichen Mittel einer Sprache zur Verfügung stehen, um eine semantische Rolle (Agens, Patiens u.a.) auszudrücken. Diese Funktionen sind im Unterschied zu formalen Einheiten universell.

Die größte Bedeutung misst K. dem rumänischen Romanisten und Sprachwissenschaftler Eugenio Coseriu zu, der eine Synthese der genannten Grammatikmodelle, in Teilen auch der Generativen Grammatik, zu einem ganzheitlichen Modell für die Beschreibung aller sprachlichen Ebenen versucht hat. Coseriu folgend wählt K. als *tertium comparationis* – der Kern einer jeden KG – die Sinnäquivalenz.

Als Grundlage für den Sprachvergleich dienen K. Texte klassischer Autoren – vorwiegend Caesar und Cicero – und deren gängigste Übersetzungen ins Standarddeutsche. Wenn Phänomene und Strukturen bei den Klassikern nicht zu finden sind, werden für das Lateinische selten auch Beispiele nicht-klassischer Autoren herangezogen; im Deutschen wird gelegentlich der umgangssprachliche Gebrauch berücksichtigt, wenn dadurch Parallelen oder Unterschiede verdeutlicht werden können.

Der Aufbau der vier Großkapitel „Phonetik / Phonologie“, „Kontrastive Morphologie des Lateinischen und Deutschen“, „Kontrastive Syntax des Lateinischen und Deutschen“ und „Kontrastive Textgrammatik des Lateinischen und Deutschen“ folgt einem festen Schema: K. definiert und beschreibt zunächst die behandelten Phänomene, bespricht methodische und inhaltliche Fragestellungen der modernen Linguistik und vergleicht anschließend ausgewählte, meist stark kontrastierende Einzelheiten. Im Folgenden werden diese vier Kapitel kurz skizziert:

<sup>35</sup> Simon Dik: *Functional Grammar*, Amsterdam 1978. K. bezieht sich v.a. auf die niederländischen Linguisten Pinkster, Bolkestein und Rieselada, die Diks Grammatik auf das Lateinische angewendet haben.

A) In Kapitel 1, Phonetik/Phonologie, – das zugleich auch als kurze Einführung in das entsprechende Fachgebiet gelesen werden kann – wird zunächst das lateinische, anschließend das deutsche Phonemsystem vorgestellt. Die Vokalinventare der beiden Sprachen stellt K. in Form von Vokaltrapezen, die Konsonanteninventare tabellarisch einander gegenüber. Dadurch wird auf einen Blick erkennbar, wo deutliche Unterschiede – also in erster Linie Lücken – liegen, aber auch, wo es Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten gibt: Das Deutsche verfügt über mehr Phoneme als das klassische Latein, was v.a. auf das Fehlen vorderer gerundeter Vokale und Affrikata im Lateinischen zurückzuführen ist. Zur Abrundung wird eine entsprechende Kontrastierung Deutsch-Englisch und Deutsch-Französisch vorgenommen. Ein sicherer Umgang mit dem International Phonetic Alphabet (IPA) ist vorausgesetzt.

Wichtig ist K.s Hinweis auf die Grenzen der Phonemanalyse, der strukturalistischen Methode zur Abgrenzung von Einzelphonemen durch die Bildung von Minimalpaaren: Was, wenn eine Sprache ein Minimalpaar nicht bietet, aber der entsprechende Laut doch existiert? Wie verfährt man mit Diphthongen? Welchen Status haben Halbvokale? Neben der Betrachtung von Einzelphonemen ist auch auf phonotaktischer Ebene eine Typologisierung in vokal- und konsonantenreiche Sprachen möglich: Das Verhältnis von Konsonanten und Vokalen im Deutschen und im Lateinischen ist nahezu komplementär: Im Deutschen treffen wir viel häufiger auf geschlossene Silben als im Lateinischen, das diese Eigenschaft auch an seine Tochtersprachen weitergegeben hat.

B) Aus morphologischer Sicht gehören sowohl das Lateinische als auch das Deutsche dem Typus der flektierenden Sprachen an, wobei das Lateinische „wesentlich stärker flektierend orientiert ist“ (S. 58); andererseits unterscheiden sich die beiden Sprachen in ihrem Wesen als synthetischer bzw. analytischer Typus. Im Anschluss an eine kurze Einführung widmet sich K. den Wortarten; an diesem Kapitel wird hier exemplarisch gezeigt, wie viele unterschiedliche Aspekte K. in seinen Darstellungen jeweils berücksichtigt: K. bedient sich als Einstig einiger Zitate griechischer und römischer Grammatiker, um zu zeigen, wie stark deren Strukturierung des Wortschatzes bis in die heutige Zeit nachgewirkt hat. Er stellt die Frage, ob diese traditionelle Einteilung noch berechtigt sei, und listet eine Reihe von Einwänden auf, die seit der Begründung der Sprachwissenschaft vorgebracht wurden, darunter etwa die Tatsache, dass es in bestimmten Sprachen, u.a. in der nordamerikani-

schen Indianersprache Nootka, „überhaupt keine klaren Wortartunterscheidungen gebe, da alle Lexeme prinzipiell als Verben verwendet werden können“ (S. 65). Schließlich stellt er Coserius Dreiteilung in Lexem-, Kategorem- und Morphemwörter vor. Als augenfälligsten Unterschied zwischen Latein und Deutsch nennt er das Fehlen des Artikels im Lateinischen, das somit eine Gemeinsamkeit mit zahlreichen Sprachen der Erde, wie dem Russischen, Türkischen, Chinesischen u.a. aufzuweisen vermag. K. zeigt, dass es artikellosen Sprachen möglich ist, „dieselben Identifizierungsleistungen [zu] erbringen, nur eben mit anderen Mitteln des Ausdrucks“ (S. 70), so z.B. mit Demonstrativ- oder Personalpronomina, aber auch mit Zahlwörtern und Indefinitpronomina.

Ein besonderes und althergebrachtes Problem bringen die Kasusmorpheme mit sich: Sind sie auf der Ebene der Morphologie zu behandeln, weil sie wie auch Numerus-, Genus-, Tempus- und Modusmorpheme eine Eigenbedeutung haben, oder sind sie eigentlich der Syntax zuzurechnen, da ihre differenzierende Funktion erst im Satzzusammenhang erkennbar wird? K. spricht den Kasusmorphemen eine Eigenbedeutung zu, fordert aber zugleich, streng zwischen dieser Grundbedeutung, den syntaktischen Funktionen, den semantischen Funktionen und den pragmatischen Funktionen der Kasus zu unterscheiden. Zudem stellt er die Frage, ob denn die gebräuchlichen Termini für die Kasus im Deutschen und im Lateinischen überhaupt dasselbe Phänomen benennen, oder ob sie nicht dazu verleiten „Äpfel mit Birnen zu vergleichen“ (S. 82).

Einen wichtigen sprachphilosophischen Aspekt bringt K. im Abschnitt über das Tempus ein: Die für einen Sprecher der deutschen Sprache selbstverständliche Untergliederung der Zeitachse in die Kategorien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die durch das grammatikalische Tempussystem des Deutschen ausgedrückt werden, ist nicht universell: Im Gotischen wurde etwa nur zwischen „vergangen“ und „nicht vergangen“ unterschieden, in manchen Indianersprachen existiert eine Zweiteilung in „zukünftig“ und „nicht zukünftig“ (S. 99). Auch das deutsche und das lateinische Tempussystem lassen sich nicht einfach problemlos parallelisieren, da Funktionen und Gebrauchsumfang der Tempora unterschiedlich sind.

Das Unterkapitel „Diathese“ wurde im Lateinforum 71 (2010, S. 1-8) unter dem Titel „Aspekte eines Sprachvergleichs Latein - Deutsch: Die Diathese in kontrastiver Perspektive“ veröffentlicht und ist als Kostprobe zu empfehlen.

C) Das bei weitem umfangreichste und interessanteste Kapitel ist jenes über die „Kontrastive Syntax des Lateinischen und Deutschen“. Bemerkenswert ist es v.a. deshalb, weil K. darstellt, wie eine Sprache über die Syntax die Welt erfasst und wie Sprache unser Denken beeinflussen kann. K. distanziert sich zwar von der radikalen Position, Sprache determiniere unser Denken vollständig, gesteht der Sprache aber doch eine gewisse Macht in dieser Hinsicht zu. Auch dadurch, dass auf dieser Ebene der kommunikative Aspekt der Sprache besonders hervorgehoben werden kann, wird der Vergleich lebendig. Trotzdem sind weite Teile, wie z. B. die Gegenüberstellung von Nominativ-Akkusativ- und Ergativ-Absolutiv-Sprachen, zwar für PhilologInnen oder LinguistInnen interessant und nachvollziehbar, haben aber für den Unterricht kaum unmittelbare Relevanz.

K. definiert Sätze als „potenziell selbständige Äußerungen, die eine Illokution (Redeabsicht) zum Ausdruck bringen, d.h. Äußerungen, die produziert werden, um einem kommunikativen Zweck zu dienen.“ (S. 134) Aufgabe einer KG auf dieser Ebene sei es, Konstituenten oder Satzglieder der einzelnen Sprachen deskriptiv darzustellen, deren Funktionen zu beschreiben und auf mögliche Umformungen zu verweisen.

Als Modell wählt K. die verbzentrierte Konstituentensyntax, die im Unterschied zu anderen Grammatikmodellen das Verb als zentrales Element des Satzes ansieht; dieses zieht entsprechend seiner Valenz – ganz wie chemische Elemente (S. 200) – unterschiedliche Ergänzungen an. Argumente gegen die Zuweisung einer Sonderrolle an das Subjekt findet K. in außereuropäischen Sprachen, in denen es u. a. auch eine Prädikat-Objekts-Kongruenz gibt, schließlich im Lateinischen selbst, wo, wie in vielen seiner Tochtersprachen, die Subjektposition fakultativ unbesetzt bleiben kann.

Sehr detailliert und übersichtlich ist die Beschreibung der einzelnen Satzglieder und ihrer Funktionen ausgefallen. Ihr folgt ein Vergleich der syntaktischen und semantischen Funktionen dieser Konstituenten im Deutschen und Lateinischen. Besonders ausführlich werden die Semantischen Rollen besprochen.

Die bekannte Tatsache, dass das Lateinische über weit mehr infinite satzwertige Konstruktionen als das Deutsche verfügt, stellt K. in einen größeren Kontext, wenn er zeigt, dass das Deutsche im Gebrauch dieser Konstruktionen auch hinter anderen Sprachen, wie dem Englischen, dem Französischen, ganz besonders aber dem Türkischen, zurücksteht. Im Deutschen muss bei Übersetzungen daher häufig auf finite Sätze zurückgegriffen werden, die auf

eine Interpretation mithilfe des sprachlichen und situativen Kontexts angewiesen sind.

D) Der Ebene des Textes, „der grundlegenden Einheit der Kommunikation“ (S. 318), die seit den 1960er Jahren verstärkt ins Zentrum linguistischer Betrachtungen gerückt ist und auch in der Latein-Didaktik keine unwesentliche Rolle spielt, widmet K. ein eigenes Kapitel. Hier werden „die einzel-sprachlichen Verfahren dargestellt, nach denen Sätze zu komplexeren Textkonstituenten (Paragraphen in schriftlichen Texten, Redebeiträge in Gesprächen) kombiniert werden (transphrastische Grammatik)“ (S. 317). Behandelt werden in diesem Kapitel die transphrastischen Verfahren der Superordination und der Subordination von Textkonstituenten, der Koordination von Sätzen und der (anaphorischen oder kataphorischen) Substitution. Im Bereich der Superordination vergleicht K. lateinische und deutsche Grußformeln in gesprochener und geschriebener Sprache. Einen weiteren Kontrast zeigt er in der Superstruktur lateinischer und deutscher Fabeln, die sich in der Anordnung der Moral unterscheiden. Ein typisches Phänomen der Subordination findet sich dagegen in der direkten und indirekten Rede. Unterschiede in der Wortstellung und in der Informationsverteilung werden ebenfalls beschrieben.

Im Fazit versucht K. sprachebenenübergreifende Tendenzen zu definieren, die Latein und Deutsch „zu doch sehr deutlich verschiedenen Sprachen machen“ (S. 377); dazu zählt er 1) „Die Kürze des Lateinischen“ (S. 377), die u.a. aus dem fehlenden Artikel, kürzeren Nominalphrasen, den überwiegend synthetischen Formen und letztlich v.a. aus den zahlreicheren infiniten Konstruktionen, die im Deutschen durch Nebensätze wiederzugeben sind, resultiert; 2) „Die Implizitheit des Lateinischen“ (S. 378), die ebenfalls durch die entsprechende Eigenschaft der infiniten Konstruktionen bedingt ist, aber auch z.B. durch die Mehrdeutigkeit des Genitivs, die im Deutschen stark reduziert ist; 3) „Die lineare Flexibilität des Lateinischen“ (S. 378), also die freie Wortstellung, die auf die morphologische Vielfalt zurückgeführt werden kann.

Trotz zahlreicher Strukturierungselemente und einer stringenten Argumentation stellt das Buch zum Teil sehr hohe Ansprüche an den Leser/die Leserin. Eine kursorische Lektüre oder der Einstieg an einem beliebigen Punkt des Buches ist wohl nur FachwissenschaftlerInnen möglich. Insgesamt lässt sich K.s Monographie jedoch nicht nur als wichtige Anregung für den Einsatz der KL im Sprachunterricht und als bereichernd für interessierte SprachlehrerInnen oder -studentInnen charakterisie-

ren, sondern auch als zentrales wissenschaftliches Werk auf einem Gebiet, das – um mit Coserius Worten<sup>36</sup> zu schließen – ausgehend vom Sprachvergleich „wichtige allgemeine Einsichten in das Wesen und Funktionieren der Einzelsprachen“ liefert.

**Hermann Niedermayr / Renate Oswald: Latein – Alles im Griff! Wortschatzarbeit. Übungsbuch für alle Lernjahre der Lektürephase, Wien: Braumüller 2012 [144 Seiten + Lösungsheft, ISBN 978-3-99400-007-2, € 15,90]**

**Anna Pinter**



„Nur wer seinen Wortschatz beherrscht, kann gut übersetzen!“ (S. III) – 2010 konnte Hermann Niedermayr, Latein-, Griechisch- und Ethiklehrer am Akademischen Gymnasium Innsbruck und Leiter der ARGE Latein/Griechisch Tirol, im Rahmen einer bundesweit

angelegten Feldtestung zur neuen schriftlichen Reifeprüfung aus Latein erstmals empirisch nachweisen, dass die größten Schwierigkeiten der österreichischen Lateinschülerinnen und -schüler beim Übersetzen im Bereich der Lexik liegen und es hier dringenden Handlungsbedarf gibt<sup>37</sup>. Seither wurden zwei weitere Feldtestungen durchgeführt und Fehler in insgesamt über 700 Übersetzungen von Schülerinnen und Schülern der Abschlussklassen des vierjährigen und des sechsjährigen Latein analysiert<sup>38</sup>. Das Ergebnis bestätigt Niedermayrs erste Befunde: Nur wenige Schülerinnen und Schüler verfügen über einen soliden Grundwortschatz, es fehlen Strategien zur korrekten Monosemierung, oft unterlaufen Verwechslungen bei homonymen Formen und das Wörterbuch ist häufiger

<sup>36</sup> Eugenio Coseriu: Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik, in: Gerhard Nickel: Reader zur kontrastiven Linguistik, Frankfurt a. M. 1972, S. 48.

<sup>37</sup> Hermann Niedermayr: Standardisierung und Kompetenzorientierung im österreichischen Lateinunterricht. Erste Erfahrungen und mögliche didaktische Folgerungen, in: Latein Forum 72/2010, S. 56–74 (hier: S. 61–65) [Online: <http://www.latein-forum.tsn.at/>].

<sup>38</sup> Die Berichte zu den Feldtestungen von 2010 und 2011 sind unter <https://www.bifie.at/node/595> (zur Lexik: S. 12–13) bzw. <https://www.bifie.at/node/1583> (zur Lexik: S. 9–10) einsehbar.

Fehlerquelle als tatsächliches Hilfsmittel. Der Text wird nicht als sinnvolles Ganzes wahrgenommen, sondern als Aneinanderreihung bedeutungsloser Wörter.

Obwohl in verschiedenen Fachdidaktiken auf die Bedeutung der Lexik im Allgemeinen hingewiesen wird und besonders auf die Notwendigkeit, auch nach der Elementarphase strukturierte und gezielte Wortschatzarbeit fortzusetzen<sup>39</sup>, gab es bis dato nur wenig umfangreiches Übungsmaterial hierzu<sup>40</sup>. Unglücklicherweise bieten auch die gängigen Elementarbücher selten Anreiz zur systematischen Wortschatzvermittlung und zur Reflexion über das Vokabular einer Sprache. Um diesem Problem zu begegnen, haben Hermann Niedermayr und Renate Oswald, Direktorin am Bundesgymnasium Rein, Fachdidaktikerin an der Universität Graz und ebenso wie Niedermayr Mitglied der ministeriellen Arbeitsgruppe zur Entwicklung der neuen österreichischen Reifeprüfung aus Latein und Griechisch, in lohnender Kooperation ein Informations- und Übungsbuch erarbeitet, mit dem sie fortgeschrittenen Lateinschülerinnen und -schülern nun erstmals ein Hilfsmittel in die Hand geben, das sie dazu anleiten und ermutigen soll, ihren Grundwortschatz in der Lektürephase zu festigen und auszubauen, sowie Strategien zum erfolgreichen Übersetzen und zum richtigen Umgang mit dem Wörterbuch zu erwerben.

Auf eine knappe Einleitung zu Aufbau und Verwendung des Übungsbuches folgen zehn Tipps zur Wortschatzarbeit. Die Verf. fordern die Schülerinnen und Schüler u.a. dazu auf, den Grundwortschatz häufig zu wiederholen, Vokabel strukturiert, also nach Sach- und Wortfeldern bzw. Wortfamilien gegliedert, zu lernen, beim Übersetzen auf den Kontext zu achten und sich vor Gefahren wie „Zwillingen“ oder „falschen Freunden“ zu hüten. Die notwendigen Kenntnisse für die erfolgreiche Umsetzung der Ratschläge werden in den insgesamt sieben folgenden Kapiteln geliefert.

Ganz im Sinne der Braumüller-Lernhilfen-Reihe „Alles im Griff!“ ist jedes Kapitel in kompakt und übersichtlich präsentiertes, zugleich auch fachlich fundiertes „Basiswissen“ und zahlreiche vertiefende Beispiele und Übungen gegliedert. Die Übungen sind abwechslungsreich und entsprechen oder ähneln vielfach den für den Interpretationsteil der neuen schriftlichen Reifeprüfung vorgesehenen

<sup>39</sup> Z. B. Peter Kuhlmann: Fachdidaktik Latein kompakt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, S. 54–68; Hans-Joachim Glücklich: Lateinunterricht. Didaktik und Methodik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 121.

<sup>40</sup> Verwiesen sei an dieser Stelle auf das Themenheft 1/2009 des AU, das dem richtigen Umgang mit dem Wörterbuch gewidmet ist.

Formaten. So sind, meist in vorgegebenen Tabellen, Begriffe aufzulisten oder zuzuordnen, es gibt Multiple-Choice-Aufgaben ebenso wie Lückentexte, daneben finden aber auch ein Kreuzworträtsel und Übersetzungsaufgaben Platz. Viele Übungen sind anspruchsvoll und zeitintensiv, da sie eine genaue Reflexion über Wortbedeutung und semantische Beziehungen, über mögliche Regeln und Zusammenhänge zwischen Lexik, Morphologie und Syntax verlangen. Die Mehrheit der Übungen geht nicht von isolierten Wörtern, sondern von deren Bedeutungen im Satz- oder sogar Textzusammenhang aus. Die Beispielsätze, die Texten verschiedener Autoren vorwiegend der lateinischen Vorklassik und Klassik, vereinzelt aber auch aus der Spätantike und dem Mittelalter entstammen, sind überaus sorgfältig und passend gewählt. Ein beigelegtes Lösungsheft, das auch die Übersetzungen aller lateinischen Passagen enthält, erlaubt es den Schülerinnen und Schülern, im Selbststudium die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu vertiefen, die sie sowohl für das erfolgreiche Übersetzen als auch für die Lösung der Arbeitsaufgaben zum Kompetenzbereich „Sammeln und Auflisten“ des neuen Interpretationsteils der schriftlichen Reifeprüfung benötigen. Obwohl zwischen den einzelnen Kapiteln ein Konnex besteht und an manchen Stellen auf vorhergehende Kapitel verwiesen oder nachfolgenden vorgegriffen wird, können die Schülerinnen und Schüler je nach Bedarf und Interesse an unterschiedlichen Stellen einsteigen.

In **Kapitel 1** sollen sich die Schülerinnen und Schüler Strategien zur Erweiterung und Festigung ihres Grundwortschatzes aneignen. Auf den ersten drei Seiten ist das notwendige Basiswissen – verschiedene Strukturierungsmöglichkeiten des lateinischen Wortschatzes – knapp, aber durch treffende Beispiele und graphische Darstellungen leicht nachvollziehbar vorgestellt. Auf eine kurze Einführung zu den Wortarten folgt die Definition des Begriffs „Wortfamilie“ (Lexemfeld) und die häufigsten Arten der Wortbildung werden erklärt. Am Beispiel der beiden Wortfamilien zum deutschen Grundwort „Recht“ und zum lateinischen *ius* veranschaulichen die Verf. ihre theoretischen Ausführungen. Definiert und exemplifiziert werden auch die Begriffe „Wortbildungsfeld“, „Wortfügung“, „Wortfeld“ und „Sachfeld“. Der Abschnitt „Beispiele & Übungen“ beginnt mit einer Übersicht über die wichtigsten lateinischen Suffixe zur Ableitung von Substantiva und Adjektiva samt ihrer Bedeutung und mehrerer lateinischer, aber auch spanischer, italienischer und französischer Beispiele. So wird das Fortleben der *mater Latina* und die Produktivität der aus dem Lateinischen übernommenen Wortbildungselemente deutlich gemacht. Erfreulicherweise wurde darauf geachtet, Vokabel

zu vermeiden, die durch die Zeit hindurch einen allzu großen Bedeutungswandel vollzogen haben oder in den romanischen Sprachen heute nur noch ein Schattendasein führen. Es folgen mehrere Übungen zur Wortbildung, die entweder einen Sachbereich – hier die medizinische Fachsprache – abdecken, oder sich einzelnen lateinischen Wörtern, wie *ius* oder *audeo*, widmen. Parallel zum Aufbau des Basiswissens schließen an die Übungen zur Wortfamilie solche zu Wortbildungsfeldern, zu Wortfügungen etc. an, wobei die Übungen zu den Bereichen, die auch im Interpretationsteil der neuen Reifeprüfung eine Rolle spielen, besonders umfangreich sind.

**Kapitel 2** behandelt die Wörter im Textzusammenhang. Im „Basiswissen“ werden mögliche Formen der Entsprechung zwischen Begriffen einer Ausgangs- und einer Zielsprache vorgestellt (z.B. Eins-zu-Eins, Eins-zu-Viele, Viele-zu-Eins). Erklärt wird u.a., dass eine Sprache Fremd- und Lehnwörter gezwungenermaßen aufnimmt, wenn sie selbst kein Wort für den außersprachlichen Sachverhalt kennt. Besonderes Gewicht erhält das Phänomen der Mehrdeutigkeit (Polysemie), die nur durch den Kontext aufgelöst werden kann. Mehrfach wird darauf hingewiesen, dass die in vielen Elementarbüchern vorgegebenen Wortgleichungen ein verzerrtes Bild vermitteln, da sie die Kontraste zwischen zwei Sprachen auf der Ebene der Lexik ausblenden. Spätestens in der Lektüreprüfung ist es notwendig, sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, dass bestimmte lateinische Wörter ein sehr breites Bedeutungsspektrum aufweisen und die im Kontext passende Bedeutung oft nicht der gelernten Grundbedeutung bzw. der ersten Angabe im Wörterbuch entspricht. In 16 sehr umfangreichen Beispielen und Übungen können die erworbenen Kenntnisse angewandt und vertieft werden. Eine Anmerkung lässt in diesem Kapitel besonders aufhorchen; eine Übung zu *afficere* (S. 33) wird folgendermaßen eingeleitet: „Auch hier kann das Wörterbuch nur Richtlinien geben – gefragt sind die Kreativität und der Mut des/der Übersetzenden.“ Eine Aussage, die sich wie ein Motto durch das gesamte Buch zieht: Genauigkeit und sklavisches Abhängigkeit vom Wörterbuch allein führen nicht immer zum optimalen Ergebnis; es braucht auch Mut zur Eigenständigkeit, doch dieser Mut muss erst gemacht werden.

Während im vorhergehenden Kapitel vorwiegend auf der Ebene der Semantik gearbeitet wurde, wechselt **Kapitel 3** auf die Ebene der Syntax: Das syntaktische Umfeld eines Wortes kann dabei helfen, dessen passende Bedeutung zu erschließen. Als *ein* Weg zum Ziel (S. 55) – der guten Übersetzung – wird die Methode des Konstruierens unter Berücksichtigung der Verbvalenz beschrie-

ben. Die Verf. führen die Begriffe „transitiv“ und „intransitiv“ ein, deren Verständnis auch für einen kompetenten Umgang mit dem Wörterbuch notwendig ist. Im Sinne des induktiven Lernens sollen die Schülerinnen und Schüler in mehreren Übungen auf der Basis von Beispielsätzen versuchen, selbst Regeln dafür abzuleiten, welche syntaktischen Phänomene Hinweise auf die kontextuell richtige Bedeutung bestimmter Wörter geben können. Am Ende des Kapitels werden auch einige homonyme Formen behandelt, wie etwa *eo*, die zum Thema des folgenden **Kapitels 4** überleiten: Homonyme und homonyme Formen werden metaphorisch als „Zwillinge“ bezeichnet, da sie zwar äußerlich identisch sind, sich von der Bedeutung her jedoch voneinander unterscheiden. Solche homonyme Formen sind laut den Ergebnissen der eingangs genannten Feldtestungen häufig Ursachen für Verwechslungen und damit für fehlerhafte Übersetzungen. Die Schülerinnen und Schüler sollen sich daher des Phänomens der Homonymie bewusst werden. Auf 14 Seiten lernen sie 33 potentielle „Fallen“ kennen, die sehr häufig in lateinischen Texten anzutreffen sind, u.a. *cecidi*, *vis*, *duci*. Wie Fremdkörper könnten auf den ersten Blick die vier Übungen auf den S. 96–98 und 101 wirken. Die Aufgabe besteht jeweils darin, Formen von Wörtern zu bestimmen, die z.T. nicht wirklich homonym sind, sondern lediglich die gleiche Endung, z.B. *-e*, aufweisen. Bedenkt man aber, dass es zwischen den Kategorien Lexik und Morphologie gerade im Bereich der Wortarten große Überschneidungen gibt und die falsche Interpretation oder Nichtbeachtung von Endungen die zweitgrößte Fehlerquelle in den untersuchten Schülerübersetzungen darstellte, verdienen sich auch derartige Übungen einen Platz.

Als absolutes Highlight ist **Kapitel 5** über „Falsche Freunde“ hervorzuheben. Abgesehen davon, dass es die wohl geistreichste der vereinzelt über das Buch verstreuten Illustrationen enthält, führt es besonders klar und teilweise auch humorvoll zum Verständnis des Phänomens der *faux amis* hin. So besteht eine Aufgabe darin, Cicero, der sich fehlerhaften Übersetzungen zufolge schwerwiegender Verbrechen schuldig gemacht hat, durch Fehlerkorrektur zu entlasten. Wie in Kapitel vier sollen hier Strategien erworben werden, um Fallstricke in Texten zu umgehen. Behandelt werden nicht nur echte „falsche Freunde“, sondern auch die viel tückischeren partiellen *faux amis*, wie das lateinische *religio*. Der aus Eva Teimls „Latein - Alles im Griff! Grammatik und Übersetzen“ bekannte kleine Römer mit dem großen Sprachrohr, der die Schülerinnen und Schüler mit hilfreichen Tipps durch das gesamte Übungsbuch begleitet, rät an dieser Stelle dazu, beim Übersetzen von *religio* auch die Entste-

hungszeit des Textes zu berücksichtigen. Mit diesem Hinweis greift er bereits auf das folgende **Kapitel 6** vor, das auf neun Seiten über Sonderbedeutungen von Wörtern in Fachtexten (am Beispiel der Rechtssprache), in unterschiedlichen Gattungen (am Beispiel der Liebesdichtung) und unterschiedlichen Epochen (am Beispiel des spätantiken, christlichen Lateins und des mittelalterlichen Lateins) informiert und Übungen dazu bietet.

Den Kern und zugleich krönenden Abschluss des Buches bildet **Kapitel 7**: Zu Recht stellen die Verf. Grundlagen für den richtigen Umgang mit dem Wörterbuch erst am Ende vor, da nun sämtliches Wissen aus den vorherigen Kapiteln einfließen kann. Der theoretischen Einführung zu Umfang und Art des in verschiedenen Lexika berücksichtigten Wortschatzes, zur Gliederung von Lexikonartikeln und zu den darin verwendeten Abkürzungen liegen offensichtlich sehr detaillierte, auch vergleichende Analysen verschiedener gängiger Schulwörterbücher zugrunde. Das vermittelte Basiswissen lässt das sonst so spröde wirkende Hilfsmittel Wörterbuch lebendig und spannend erscheinen: Man muss seinem Wörterbuch zunächst mit Misstrauen begegnen und erst lernen, es zu durchschauen, bevor es von Nutzen sein kann – eine Herausforderung, der man sich sofort stellen möchte und in neun Übungen auch stellen kann. Insgesamt werden in den sieben Kapiteln mehr als 60 lateinische Wörter sehr ausführlich behandelt, d.h. sie werden in Beispielen besprochen oder liegen einer bzw. mehreren Übungen zugrunde. Es handelt sich dabei um Wörter, die erfahrungsgemäß besonders große Schwierigkeiten bereiten, u.a. weil sie ein breites Bedeutungsspektrum aufweisen oder weil das Konzept hinter den Begriffen einem heutigen Schüler „nebulös“ (S. 45) erscheinen muss, wie z.B. *virtus*, *animus* oder *causa*; letzterem widmen die Verf. sogar ganze fünf Seiten an Beispielen und Übungen.

Obwohl das Buch für die Lektüreprüfung konzipiert ist, finden sich doch wichtige Informationen, die bereits im Elementarunterricht vermittelt werden können, und praktische Anregungen für Wortschatzübungen, die – entsprechend adaptiert – wohl auch in der Spracherwerbsphase funktionieren. Gerade der vielerorts beklagte Zeitdruck infolge von Stundenkürzungen macht es notwendig, im Unterricht Schwerpunkte besonders dorthin zu legen, wo die meisten Schülerinnen und Schüler offensichtlich größte Schwierigkeiten haben. Mit ihrem Informations- und Übungsbuch, das von der Spannung zwischen sachlichem und persönlichem Ton, zwischen Theorie und Praxis, Text und Bild, Ernst und Humor lebt, kommen die Verf. nicht nur einem seit langem bestehenden Bedürfnis nach ausgereiftem, zielführendem und schülergerech-

tem Übungsmaterial im Bereich der Lexik und dem Umgang mit dem Wörterbuch nach, sie tragen auch dem Wunsch nach mehr Material zur Vorbereitung auf die neue schriftliche Reifeprüfung Rechnung. Die in den Übungen geforderte Sprachreflexion dürfte zudem ein generelles Verständnis für das Funktionieren von Sprachen und speziell die Sprachkompetenz im Deutschen fördern. Zu empfehlen ist das Übungsbuch nicht nur für Lateinschülerinnen und -schüler in der Lektüreprüfung als Vorbereitung auf die neue schriftliche Reifeprüfung, sondern auch für Lehrende und besonders für Lateinstudierende in der Lehramtsausbildung.

**Friedrich Maier:**

**Meisterwerke der lateinischen Literatur. Beiträge zur Praxis der Mittelstufenlektüre,**

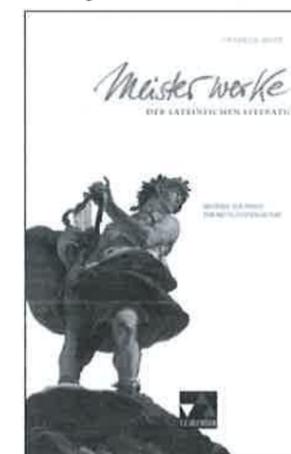
Bamberg: C.C. Buchner 2010

(269 S.; ISBN: 978-3-7661-5658-7; € 28.00 [D])

**Hermann Niedermayr**

Während in Österreich in der Regel alle Sprachfächer, zu deren Besuch sich die Schülerinnen und Schüler entschieden haben, bis zur Reifeprüfung weitergeführt werden müssen, kann man in den deutschen Bundesländern bestimmte Sprachen schon vor dem Abitur abwählen. Dadurch stehen deutsche Lateinlehrerinnen und -lehrer vor der großen Herausforderung, ihr Fach gerade in der

Mittelstufe besonders attraktiv zu gestalten: einerseits, um möglichst viele Schülerinnen und Schüler zum Weiterbesuch des Lateinunterrichts zu animieren, andererseits, um den künftigen „Aussteigern“ in einem kompakten ein- bis zweijährigen Schnellkurs doch noch zentrale Fachinhalte zu vermitteln. Führende deutsche Fachdidaktiker erkannten



schon früh diese Problematik und verfassten Publikationen, die sich auf diese kritische Phase des Lateinunterrichts konzentrieren: So schrieb z.B. Rainer Nickel für die inzwischen leider eingestellte Auxilia-Reihe ein nützliches Bändchen „Latein in der Mittelstufe“<sup>41</sup>.

<sup>41</sup> R. Nickel, Latein in der Mittelstufe. Vorschläge für den Sprach- und Lektüreunterricht, Bamberg 1991 (= Auxilia 23)

Vor allen anderen hat sich aber Friedrich Maier, der unermüdetste Kämpfer um die Neupositionierung der klassischen Sprachen, in den vergangenen 15 Jahren zum Ziel gesetzt, dem lateinischen Lektüreunterricht der Mittelstufe ein zeitgemäßes didaktisches Profil zu verleihen. Sieht man von zahlreichen Schulausgaben zu einzelnen Autoren ab, sind als Früchte seiner Bemühungen drei einschlägige Lesebücher<sup>42</sup>, der Band „Weltkulturerbe Antike“<sup>43</sup>, in dem die thematischen Schwerpunkte dieser Lesebücher didaktisch begründet werden, sowie die Vorlesungsreihe „Bausteine Europas“<sup>44</sup> zu nennen.

Nimmt man nun Maiers neues Buch zur Hand, lösen viele Inhalte und Gedanken ein Déjà-vu-Erlebnis aus. Die zahlreichen Überschneidungen mit vorausliegenden Publikationen nimmt aber der Autor, der sich explizit zum alten Prinzip *repetio est mater studiorum* bekennt<sup>45</sup>, bewusst in Kauf. Ganz neu konzipiert und äußerst lesenswert ist die in der Einleitung vorgenommene Standortbestimmung des Faches (6–15): Auf der Basis der Kompetenzorientierung, die neuerdings von jedem Unterrichtsgegenstand abverlangt wird, entwickelt Maier ein zukunftssträchtiges Modell des Lateinunterrichts, das auf den beiden Schwerpunkten „Europabil- dung“ und „Persönlichkeitsbildung“ aufbaut und somit der „humanistischen Bildung als Programm“ aktuelle Bedeutung verleiht. Dieses zentrale Bildungsanliegen soll den Vorstellungen des Autors durch die Beschäftigung mit sieben Kernautoren konkrete Gestalt annehmen.

Die einzelnen Kapitel des Buches lauten: „Nepos. Abenteuerreiche Kurzbiografien“ (16–34), „Cäsar. Erste autobiografische Geschichtswerke“ (35–98),

<sup>42</sup> F. Maier, Grundtexte Europas. Epochale Ereignisse und Existenzprobleme der Menschheit. Projekte zum fächerübergreifenden Unterricht, Bamberg 1995 (= Antike und Gegenwart 3; dazu: Lehrerkommentar, Bamberg 1995); ders., *Irritamenta animi*. Ein lateinisches Europalesebuch, Bamberg 2001 (= Antike und Gegenwart 15; dazu: Lehrerkommentar, Bamberg 2002); ders., *Pegasus*. Gestalten Europas. Das lateinische Lesebuch der Mittelstufe, Bamberg 2002 (= Antike und Gegenwart 20; dazu: Lehrerkommentar, Bamberg 2005).

<sup>43</sup> F. Maier, Weltkulturerbe Antike. Klassische Texte in der Wissensgesellschaft, Bamberg 2005 (= Auxilia 54). Die Besprechung dieses Bandes im Latein Forum 58, 2006, 41–45, vergleicht Maiers Ansatz mit dem damals in Österreich in Kraft getretenen Modullehrplan.

<sup>44</sup> F. Maier, „In unserem gemeinsamen Haus...“. Bausteine Europas, München / Bamberg 2005.

<sup>45</sup> F. Maier, Zukunft der Antike. Die Klassischen Sprachen am Scheideweg, Bamberg 2000, 11f.

„Cicero. Repräsentant der römischen Geisteswelt“ (99–152), „Sallust. Modellhafte Geschichtsschreibung“ (153–174), „Ovid. Menschheitsdiagnosen“ (175–223), „Catull. Liebesgedichte als Apotheose des Gefühls“ (224–257) und „Martial. Der Klassiker des Epigramms“ (258–269).

Dass Maier die Biographien des Cornelius Nepos zu den „Meisterwerken der lateinischen Literatur“ zählt, mag vielleicht verwundern: Der gemeinhin als mittelmäßiger Autor, ja sogar als „intellektueller Pygmäe“ (Nicholas Horsfall) titulierte Biograph konnte aber in den beiden letzten Jahrzehnten eine nicht unverdiente Renaissance als Schulautor erleben. So bezeichnet Niklas Holzberg dessen Viten als „Kabinettstücke des Genres 'Kurzbiographie' [...], da sie kunstvoll strukturiert sind, entsprechend klar herausarbeiten, worin die spezielle Bedeutung des dargestellten Feldherrn liegt, und einzelne Passagen bieten, die den Autor als versierten Erzähler ausweisen“<sup>46</sup>. Maier wählt aus den von Nepos gezeichneten Lebensbildern die Viten des Themistokles, des Hannibal und des Thrasybulos aus<sup>47</sup>: Als Charakteristikum des Siegers von Salamis wird seine „Logosfähigkeit“ (23) herausgestellt; durch seine „Rettungstat“ sei „Europa in die Spur gebracht“ worden (26). In analoger Weise wird Hannibal als „personifizierte ideologische Gegenkraft zu Europa“ bezeichnet; dadurch, dass er die Römer zum Aufbau ihres Weltreiches anspornte, sei er zum „'Geburtshelfer' Europas und des europäischen Imperialismus“ (29) geworden. Hier regt sich Widerspruch: Gewiss ist es aus didaktischer Sicht angeraten, komplexe historische Konstellationen zu vereinfachen und Urteile über große Persönlichkeiten zugespitzt und plakativ zu formulieren; in diesen beiden Fällen scheint aber dem Rezensenten der problematische, weil ideologisch überfrachtete Europa-Begriff über die Maßen strapaziert zu werden.

Dass schließlich im zweiten Nepos-Beitrag, der den Titel „Die Demokratie am seidenen Faden“ trägt, Thrasybulos als „Demokrat, der für diese Staatsform lebte“ (31) und als „Garant für die Rettung der Demokratie“ (33) gepriesen wird, hat zweifellos seine historische Berechtigung. Man vermisst

<sup>46</sup> N. Holzberg, Von Cato bis Carolus: Anregungen zur Lektüre lateinischer Biographien, in: ders., Brückenschlag zwischen Universität und Schule. Beiträge zur Lehrerfortbildung, Bamberg 2009, 18–33, und zwar 20.

<sup>47</sup> Maiers Schulausgabe der Biografien des Nepos berücksichtigt zusätzlich die Viten des Alkibiades und des Epameinondas: Nepos, Berühmte Männer, Bamberg 2003 (= Antike und Gegenwart 19; dazu: Lehrerkommentar, Bamberg 2005).

allerdings den Hinweis, dass die attische Demokratie aus moderner Sicht gravierende Defizite aufwies (vor allem fehlende Partizipation der Frauen, Metöken und Sklaven sowie die fehlende Gewaltentrennung). Somit kann die Leistung des Thrasybulos nur sehr bedingt als „Arbeit für die Zukunft Europas“ (34) bezeichnet werden. Uvo Hölschers griffige Formel vom „nächsten Fremden“ lässt es geboten erscheinen, nicht nur einseitig die Isomorphie, sondern gleichermaßen die Allomorphie von antiken und modernen Gesellschaftsformen in den Blick zu nehmen.

Maier gehört seit jeher zu den entschiedensten Verfechtern der Caesarlektüre im Rahmen des lateinischen Anfangsunterrichts. Er hat auch zwei einander ergänzende Caesar-Schulausgaben gestaltet, die den berühmtesten römischen Feldherrn als Prototyp des europäischen Machtmenschen bewusst machen bzw. am Beispiel seines Agierens im Bürgerkrieg das Verhältnis zwischen Politik und Moral beleuchten<sup>48</sup>. Nunmehr möchte er stärker die „europageschichtliche Bedeutung des Römers“ (37) ins Zentrum der Textauswahl rücken. Von den drei im Caesar-Kapitel versammelten Beiträgen ist der erste, der von Caesars Alexander-*imitatio* handelt, den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt<sup>49</sup>. Zum Unterschied vom LF-Beitrag, der durch zahlreiche Illustrationen anschaulich gestaltet ist, verzichtet aber das Buch zur Gänze auf Bildmaterial.

Der zweite Caesar-Abschnitt widmet sich Caesars Kunst der Leserlenkung, die anhand von drei emotional gestalteten Reden, nämlich der Feldherrenrede bei Vesontio (BG 1, 40), dem Appell des *aquilifer* bei der Landung in Britannien (BG 4, 25) und der Critognatusrede in Alesia (BG 7, 77) überzeugend demonstriert wird. Im dritten Caesar-Beitrag, der um die Person des Vercingetorix kreist, steht ebenfalls die Durchhalterede des Critognatus im Mittelpunkt<sup>50</sup>. Erneut mutet es ein wenig nach krampfhafter Aktualisierung an, wenn der Arvern-

<sup>48</sup> F. Maier, Caesar, *Bellum Gallicum*. Der Typus des Machtmenschen. Textband und Lehrerkommentar, Bamberg 2000 (= Antike und Gegenwart 14); ders., Caesar – Weltherrscher. Ein literarisches Porträt, Bamberg 2007 (= Antike und Gegenwart 24; dazu: Lehrerkommentar, Bamberg 2008).

<sup>49</sup> F. Maier, „Caesar Magnus“. Ein Traum, der ihn zum Weltherrscher machte. Zwei Autoren auf einen Streich: Caesar und Alexander im Vergleich, Latein Forum 67, 2009, 47–64.

<sup>50</sup> Wesentliche Gedanken sind bereits in folgendem Beitrag formuliert: Die Freiheit der Barbaren. Die „Geburt“ des Freiheitshelden Vercingetorix in Caesars *Bellum Gallicum*, in: Zukunft der Antike (wie Anm. 5), 208–217.

erfürt zu „Europas erstem Freiheitskämpfer“ (78) oder gar zum „Wegbereiter“ der französischen Menschenrechtserklärung (97) hochstilisiert wird.

Der Cicero-Abschnitt setzt sich aus vier Beiträgen zusammen: Die rhetorische Taktik des Arpinaten, den Gegner moralisch zu disqualifizieren und verbal hinzurichten, wird hauptsächlich anhand der Verrinen gezeigt<sup>51</sup>. Die – aus ethischer Sicht nicht ganz unproblematische – Meisterschaft des römischen Stellanwalts, durch Bipolarisierung eine Person von der Wir-Gruppe auszugrenzen und zum Feindbild zu machen, zeigt Maier vor allem an der Passage Verr. 2, 4, 112–121, auf. Der zweite Beitrag ist mit „Humanität und Menschenwürde“ überschrieben und widmet sich einem Ausschnitt aus einem Brief Ciceros an seinen Bruder Quintus. Nebenbei sei erwähnt, dass im Jahr 2010 zwei neue Cicero-Biografien erschienen sind, die sich stärker als die bisherigen Lebensbeschreibungen auf Ciceros umfangreiches Briefcorpus stützen und diesen bisher nur ansatzweise ausgewerteten Schatz an Primärquellen, ausgiebig zur Gestaltung des Lebensbildes verwerten<sup>52</sup>. Maier analysiert in seiner Darstellung vor allem die zentrale Aussage der Denkschrift, in der Cicero seinem Bruder Ratschläge erteilt, wie er als Statthalter die kleinasiatischen Griechen behandeln solle (ad Quintum fratrem 1, 1, 27–30)<sup>53</sup>. Ciceros Traktat über die Prinzipien einer gerechten Provinzverwaltung ist zwar wegen der Thematisierung des *humanitas*-Gedankens „von nicht geringem pädagogischen Wert“ (125); trotzdem geht Maier wohl zu weit, wenn er den Arpinaten wegen seiner Mahnungen an den Bruder zum visionären Wegbereiter der Menschenrechte verklärt.

Wilfried Stroh verfiert in seinem Cicero-Büchlein überraschenderweise die Ansicht, Cicero selbst habe sich nicht primär als genialer Redner, sondern „vor allem als Philosoph, [...] als politischer Platoniker“ gesehen<sup>54</sup>. Deshalb will Maier nicht ohne Grund Ciceros *Philosophica* bereits in der Mittel-

<sup>51</sup> Diesem Ziel ist schon Maiers einschlägige Schulausgabe verpflichtet: *Cicero in Verrem*. Kulturkriminalität oder: Redekunst als Waffe. Textband und Lehrerkommentar, Bamberg 1993 (= Antike und Gegenwart 2).

<sup>52</sup> Klaus Bringmann, Cicero, Darmstadt (WBG) 2010 (Gestalten der Antike); Francisco Pina Polo, „Rom, das bin ich“. Marcus Tullius Cicero – ein Leben, Stuttgart (Klett-Cotta) 2010.

<sup>53</sup> Maiers Darstellung fußt stark auf einem älteren Beitrag: Die Würde einer fremden Kultur. Ciceros folgenreiches Dilemma in Europa, in: Zukunft der Antike (wie Anm. 5), 172–184.

<sup>54</sup> Wilfried Stroh, Cicero. Redner, Staatsmann, Philosoph, München 2008 (= Beck'sche Reihe 2440), 9.

stufe behandelt wissen. Gegen den naheliegenden Einwand, philosophische Texte seien für diese Alterstufe noch nicht adäquat<sup>55</sup>, formuliert er die These: „Philosophie ist, zumal von ihren Anfängen her vermittelt, ein machbarer Lektüregegenstand der Mittelstufe. Sie ist vielleicht sogar das pädagogisch wirkungsmächtigste Thema der lateinischen Literatur.“ (140). Er nimmt das schwierige Thema in zwei Lektüreprojekten in Angriff: Zunächst skizziert er, ausgehend von Texten Ciceros, die philosophiegeschichtliche Bedeutung der Vorsokratiker und das epochale Ereignis der Sokratischen Wende; dann wendet er sich den antiken Glücksmodellen zu, die er auf ihren möglichen Beitrag zur Suche moderner Jugendlicher nach dem Lebenssinn hin untersucht<sup>56</sup>.

Die beiden Beiträge zu Sallust konzentrieren sich auf dessen Monographie über die Catilinarische Verschwörung, zu der Maier auch eine Schulausgabe mitgestaltet hat<sup>57</sup>. Die Analyse des sog. Programmsatzes und des nachfolgenden historischen Exkurses (Cat. 4,2 – 13) arbeitet einmal mehr den modellhaften Charakter der von Sallust geschilderten Ereignisse heraus. Origineller ist die zweite Einheit, in der es um die Rolle der „Frauen im Kampf um Rom“ geht. Die auf Fulvia und Sempronia bezogenen Passagen des antiken Historikers werden dabei durch einen Ausschnitt aus Robert Harris' äußerst lesenswertem Roman „Titan“ ergänzt<sup>58</sup>.

<sup>55</sup> So formuliert etwa Peter Kuhlmann in der von ihm herausgegebenen neuen Literaturdidaktik: „Ihren idealen Ort sollten die philosophischen Schriften Senecas, Ciceros oder Lukrezens [...] – schon aufgrund ihrer komplexen literarischen Gestaltung – erst ab Klasse 10 haben.“ Das Zitat: P. Kuhlmann (Hg.), Lateinische Literaturdidaktik, Bamberg 2010 (= Studienbücher Latein 1), 144f.

<sup>56</sup> Die entsprechenden lateinischen Texte (samt ergänzenden deutschen Zusatztexten) hat F. Maier in folgendem Schulbuch aufbereitet: Philosophie im Aufbruch. Die Geburt der Vernunft. Textband und Lehrerkommentar, Bamberg 2009 (= Antike und Gegenwart 27).

<sup>57</sup> F. Maier / Peter Grau, Sallust, Catilinarische Verschwörung. Nacht über Rom. Textband und Lehrerkommentar, Bamberg 2006 (= Antike und Gegenwart 23).

<sup>58</sup> Von der Cicero-Trilogie des englischen Schriftstellers, die sich als Rekonstruktion der verlorenen Cicero-Biographie des Tiro ausgibt, sind bisher zwei Bände in deutscher Übersetzung erschienen: Imperium (München 2006; auch als Heyne-Tb 47083) und Titan (München 2009; auch als Heyne-Tb 43547). Leider hat die deutsche Übersetzung den

Dass auch die Dichterlektüre in der Latein-Mittelstufe einen unverzichtbaren Platz haben sollte, ist wohl unbestritten. Von den drei Ovid-Beiträgen des Bandes behandelt der erste „Ovids Blick in die Seele des Menschen“. Maier versucht hier, mit Erklärungskonzepten der modernen Psychologie am Beispiel einiger Verwandlungssagen die vom römischen Dichter gestalteten „Erfahrungsmuster menschlichen Verhaltens“ (177) sichtbar zu machen. Dabei wählt er neben bekannten Mythen (Philemon und Baukis, Lykische Bauern, Daedalus und Ikarus) auch den in der Schule wenig behandelten, dafür aber besonders grausigen Mythos von Prokne und Philomela (met. 6, 424–674) aus. Der zweite Beitrag widmet sich dem Ovid-„Klassiker“ Orpheus und Eurydike<sup>59</sup>, während die dritte Einheit eine Lanze für die Lektüre von Ovids Lehrgedicht *Ars amatoria* bricht, die den Schülerinnen und Schülern „das ganz andere Gesicht des Lateinunterrichts“ (223) vermitteln<sup>60</sup>.

Ein fester Platz in der Mittelstufenlektüre gebührt jedenfalls – allein schon unter dem Aspekt, Sexualität im Schulunterricht als „elementaren Erziehungsauftrag“ (230) anzusehen – dem Lesbia-Zyklus Catulls<sup>61</sup>. Bei seiner Besprechung der Catull-

Originaltitel des zweiten Bandes „Lustrum“ (gemeint sind die fünf Jahre zwischen Ciceros Amtsantritt als Konsul und seinem Aufbruch ins Exil, 63–58 v. Chr.) in unangemessener Weise durch den heroisierenden Titel „Titan“ ersetzt.

<sup>59</sup> Dazu vgl. auch Maiers Schulausgabe: Europa – Ikarus – Orpheus. Abendländische Symbolfiguren in Ovids Metamorphosen, Textband und Lehrerkommentar, Bamberg 1998 (= Antike und Gegenwart 8). – Als gelungene Einführung in die Schullektüre der Metamorphosen seien die von steirischen Kollegen kürzlich verfassten Beiträge empfohlen: Wolfgang J. Pietsch (Hg.), Ovids Metamorphosen im Unterricht. Interpretationen, Projekte, Rezeptionsbeispiele, Bamberg 2010 (= Auxilia 55). Dazu ergänzend: Ludwig Fladerer, Midas – Das gewünschte Unglück, IANUS 31, 2010, 7–21, und Wolfgang J. Pietsch, (Ehe-)Idyll, Gastfreundschaft und Tod: Philemon und Baucis, IANUS 31, 2010, 27–50.

<sup>60</sup> Die einschlägige Schulausgabe: Friedrich und Luise Maier, Ovid, *Ars amatoria*. Lieben – Bezaubern – Erobern, Textband und Lehrerkommentar, Bamberg 2001 (= Antike und Gegenwart 16).

<sup>61</sup> F. Maier, Catull. An Lesbia. Ein Liebesdichter mit europäischer Ausstrahlung, Bamberg 1998 (= Antike und Gegenwart 10; dazu: Lehrerkommentar, Bamberg 1999). – Hinsichtlich der Berücksichtigung der oft stiefmütterlich behandelten „Unterrichtsprinzipien“, insbesondere der Sexualerziehung, ist folgende Abhandlung

gedichte bleibt Maier ganz der biographistischen Interpretationsweise verhaftet, die bekanntlich einen mehrphasigen Liebesroman konstruiert, in dem sich der „junge Nobody aus der Provinz“, der „schmächtige Jüngling“ (236) zuerst werbend der *femme fatale* Clodia annähert, dann den leidenschaftlichen Höhepunkt einer erfüllten Liebesbeziehung genießt und sich schließlich zutiefst enttäuscht von der untreuen Geliebten abwendet. Gewiss ist es im Sinne der didaktischen Reduktion ein legitimes Verfahren, scheinbare „Erlebnisdichtung“ gefühlsmäßig nachzuvollziehen; man wird aber wohl auch Schülerinnen und Schülern der Mittelstufe den aktuellen Forschungsstand zumuten dürfen, dass die *personae* „Catullus“ und „Lesbia“ poetische Konstrukte sind und dass nicht jede Aussage Catulls als persönliches Erleben aufgefasst werden darf, in dem sich die „zeitübergreifenden Gefühlserfahrungen junger Menschen“ (235) spiegeln<sup>62</sup>.

Das letzte und zugleich kürzeste Kapitel des Buches befasst sich mit Martials Eignung zur Mittelstufenlektüre. Darin vergleicht Maier das bekannte *invidia*-Epigramm (9, 97) mit der Phaedrus-Fabel vom zerplatzten Ochsen (1, 24) und – man staune! – mit der Critognatusrede (Caes., BG 7, 77, 15), die somit zum dritten Mal (diesmal unter dem Aspekt „Neid als herrschaftspolitisches Motiv“) ausgiebig zur Sprache kommt. Am Schluss glaubt Maier im Neid eine entscheidende „Triebkraft in Martials Lebensschicksal“ erkennen zu können (268).

Insgesamt hinterlässt das Buch einen eher zwiespältigen Eindruck: Es präsentiert zwar die sieben Kernautoren unter dem einheitlichen Blickwinkel eines kompetenzorientierten Mittelstufenunterrichts, rekurriert aber in den einzelnen Kapiteln allzu oft auf altbekannte Inhalte und Darstellungsweisen. Es propagiert zwar überzeugend eine „dynamische“ Interpretation (8), die auch vor der emotionalen Auseinandersetzung mit den antiken Texten nicht zurückscheut, überschreitet aber im ständigen Bemühen um Aktualisierung gelegentlich die Grenzen der Plausibilität. Es beeindruckt zwar durch das bewundernswerte Geschick des mittlerweile 75-jährigen Autors, auf die sich wandelnden Herausforderungen der modernen Pädagogik immer wieder angemessene Antworten zu finden,

immer noch sehr lesenswert: Josef Furtschegger, Die „Unterrichtsprinzipien“ im Lateinunterricht, Latein Forum 17, 1992, 3–21.

<sup>62</sup> So überzeugend Niklas Holzberg, Catull. Der Dichter und sein erotisches Werk, München 2002, *passim*. Ähnlich aus didaktischer Perspektive: Martin Holtermann, Catull, Sappho und Kallimachos. Intertextuelle Interpretation im lateinischen Lektüreunterricht, Pegasus 1, 2003, 15–30.

lässt aber doch hin und wieder eine gewisse Zurückhaltung gegenüber aktuellen literaturwissenschaftlichen Konzepten erkennen. Es bietet zwar eine Fülle von Interpretationsansätzen, die ohne größere Mühe in die Unterrichtspraxis umgesetzt werden können, verzichtet aber – dies ist freilich dem Verlag und nicht dem Autor anzulasten – auf geeignetes Bildmaterial, das die schulische Realisierung der Lektürevorschläge wesentlich erleichtern könnte<sup>63</sup>. Trotz aller möglichen Einwände handelt es sich aber bei Maiers „Meisterwerken“ um ein nützliches Buch, das einen fundierten Einstieg in die Basisautoren der Mittelstufe ermöglicht und das fachdidaktische Urteil zu schärfen vermag. Gerade aus der Sicht des österreichischen Lektüreunterrichts, der sich ganz von der Autorenlektüre verabschiedet hat, kann das Buch als heilsames Korrektiv seine didaktische Wirkung entfalten.

**Christophe Rico (in Zusammenarbeit mit Emmanuel Vicart, Pau Morales, Daniel Martinez):**

**Polis. Altgriechisch lernen wie eine lebendige Sprache,**

aus dem Französischen übertragen von Helmut Schareika,

Hamburg: Helmut Buske 2011

(301 S., Audio-CD, ISBN: 978-3-87548-571-4,

€ 40,00 [D])

**Hermann Niedermayr**

Der Titel dieser bemerkenswerten Neuerscheinung weckt zunächst Verwunderung, bald aber Neugier: Ist es möglich und sinnvoll, einen Sprachlehrgang zu konzipieren, in dem Altgriechisch nicht primär durch das Lernen von Vokabeln und den Nachvollzug von Grammatikregeln, sondern wie eine moderne Sprache durch aktive Verwendung erlernt werden kann? Die Originalfassung des Buches erschien 2009 im Pariser Verlag „Éditions Cerf“ unter dem Titel „Polis: parler le grec ancien comme une langue vivante“. Helmut Schareika,

der im Verlag H. Buske bereits ein Lehrbuch des mittelalterlichen Lateins aus dem Französischen

<sup>63</sup> Insofern bleibt es den Leserinnen und Lesern nicht erspart, parallel zu den „Meisterwerken“ die jeweilige Schulausgabe der von F. Maier herausgegebenen Reihe „Antike und Gegenwart“ heranzuziehen.

übertragen und bearbeitet hatte<sup>64</sup>, zeichnet auch beim Lehrwerk „Polis“ für die Übersetzung und Adaptierung an deutschsprachige Verhältnisse verantwortlich.

Der Verfasser des Buches, Christoph Rico, lehrte bis 2010 als Dozent an der Hebräischen Universität Jerusalem sowie an der dortigen *École biblique et archéologique française*. Seit 1993 wendet er bei seinen Griechisch-Kursen Methoden der aktiven Sprachaneignung an, die für den Unterricht moderner Fremdsprachen entwickelt wurden. Rico legt in einer Einführung (12–14) und im Vorwort, das in der deutschen Fassung als Anhang an den Schluss des Buches gestellt wurde (293–299), die Intention des Lehrwerkes dar: Da mit dem drastischen Rückgang der Griechischkenntnisse ein „Kontinuitätsbruch“ (294) eingetreten und das Erbe der Antike ernstlich in Gefahr sei, müsse man auch unkonventionelle Wege beschreiten, um dieser bedrohlichen Entwicklung entgegenzusteuern. Da das formenreiche attische Griechisch mit Recht als schwer zu erlernen gilt, sei es empfehlenswert, den Zugang zu originalen altgriechischen Texten über das Koiné-Griechisch zu erlangen, dessen Formenlehre und Syntax wesentlich einfacher zu erlernen seien, das aber trotzdem – als „verkannte Kultursprache“ (296) neben dem Neuen Testament viele bedeutende Texte aufzuweisen habe.

Die Vorbemerkung des Übersetzers (15–17) relativiert den düsteren Befund, den der Autor über den Zustand des Griechischunterrichts in Frankreich erstellt hat, und geht auf die etwas günstigere Situation der klassischen Studien in den deutschsprachigen Ländern ein. Allerdings betont auch Schareika, dass das Erlernen des klassischen Griechisch nicht nur durch den notorischen Formenreichtum erschwert wird, sondern auch durch die gängigen Elementarlehrbücher: Diese seien in der Regel sehr abstrakt gestaltet und ihre oft philosophielastigen Lektionstexte könne man kaum als altersadäquat einstufen. Aus der Vorbemerkung erfährt man auch, dass Ricos direkte Sprachlehrmethode in ihren Grundzügen bereits im 19. Jahrhundert von Eduard Johnson (1840–1903) konzipiert wurde: unter dem Pseudonym E. Joannides publizierte dieser deutsche Pädagoge und Journalist 1889 in Leipzig das Bändchen „Sprechen Sie Attisch? Moderne Conversation in altgriechischer Umgangssprache nach den besten attischen Autoren“<sup>65</sup>.

Das Lehrwerk „Polis“ ist auf mehrere Bände angelegt. Die zwölf Lektionen des vorliegenden Buches bieten also nur eine Basiseinführung ins Koiné-Griechisch. Die Lektionstexte sind grundsätzlich dialogisch gestaltet und spiegeln meistens Alltagssituationen wider, die im Schulumilieu angesiedelt sind (Studierende unterhalten sich mit ihrem Lehrer). Jede Lektion besteht aus zwei oder drei Basistexten, die am Ende des Werkes ins Deutsche übersetzt werden. Neben den selbst verfassten Texten wurden, um wenigstens ansatzweise originales Textmaterial zu bieten, zwei Gleichnisse aus dem NT in vereinfachter Form aufgenommen. Das Vokabular ist im Wesentlichen drei Autoren der Zeit um 100 n.Chr. entlehnt: Der Biograph und Popularphilosoph Plutarch bietet zahlreiche Wörter des täglichen Lebens, die Verfasser des NT, des wirkungsmächtigsten Corpus von Koiné-Texten, steuern ebenfalls Begriffe des Lebensalltags bei, während für die Grammatikterminologie die „Syntax“ des Apollonios Dyskolos herangezogen wurde. Das Wörterverzeichnis (237–290) bietet nicht, wie sonst üblich, eine Auflistung von Lernvokabeln, sondern ein Repertoire von kurzen Sätzen mit beigegebener Übersetzung. Der Lernende soll sich also nicht eine abstrakte Begriffsliste aneignen, sondern sich mit gängigen, in Alltagssituationen üblichen Satzmustern vertraut machen. Um den modernen Schulalltag sprachlich abzubilden, scheut Rico auch nicht davor zurück, Neologismen einzuführen; diese sind mit einem Asterisk gekennzeichnet. Der Bearbeiter Schareika verschweigt den Nachteil dieses Vokabelkonzeptes nicht: Man muss dabei in Kauf nehmen, dass es sich nicht um einen „grundwortschatztypischen Wortschatz“ handelt, „der statistisch auf künftig zu vermittelnde Texte ausgerichtet wäre“ (16).

Alle Elemente des Lehrgangs sind grundsätzlich einsprachig gehalten. Dieses Prinzip *Graeca Graece* wirkt besonders bei der Grammatikdarbietung ungewohnt. Die gängige Praxis, bei der Einführung neuer Grammatikphänomene die vertrauten lateinischen Termini zugrunde zu legen, verdunkelt aber die Tatsache, dass unsere Grammatikterminologie fast zur Gänze von Dionysios Thrax und Apollonios Dyskolos geschaffen wurde. In der „Polis“ wird deshalb z.B. nie vom „Infinitiv“ gesprochen, sondern vom „Aparémphatos“. All diese Grammatikbegriffe werden in einem 107 Einträge umfassenden Verzeichnis (171–176) erläutert. Die Ausrichtung auf alltägliche Sprechsituationen schlägt sich

Sie Lateinisch?“ des Georg Capellanus, die immer noch neu aufgelegt wird (1. Aufl. Leipzig 1890; 17. Aufl. Bonn 1999). Auch hinter dem Pseudonym Capellanus verbirgt sich niemand anderer als E. Johnson.

auch in einer ziemlich ungewöhnlichen Stoffprogression nieder: Die für das klassische Griechisch typischen Partizipien und Modi (Konjunktiv, Optativ) kommen nur am Rande vor und werden wohl in den Folgebänden genauer zur Sprache kommen. Dafür werden Phänomene, die andere Elementarbücher den Schlusslektionen vorbehalten, wie z.B. der Imperativ Wurzelaorist, bereits in der zweiten Lektion (*pardon*: im zweiten „Dídagma“) eingeführt.

Auch das Übungsmaterial („Meletémata“) ist originell konzipiert und deckt verschiedenartige, bei der Vermittlung moderner Fremdsprachen übliche Aufgabentypen ab (Lückentexte, zu findende Antworten auf gestellte Fragen, usw.). Ein Schlüssel am Ende des Buches (213–236) bringt die Auflösung dieser motivierenden Übungsformen.

Die vom katalanischen Karikaturisten Pau Morales gestalteten Illustrationen haben keineswegs nur dekorative Funktion, sondern charakterisieren in überzeichneter Darstellung die zehn Protagonisten des Buches; zentrale Gestalt ist dabei der Autor selbst, der sich in der *persona* des leicht cholerischen Lehrers „Christóphoros“ wiederfindet. Weiters haben an der „Polis“ mitgewirkt Emmanuel Vicart, der für die pädagogische Konzeption mitverantwortlich zeichnet, und Daniel Martinez, der das Layout erstellt hat.

Die beiliegende Audio-CD bildet einen integralen Bestandteil des Lehrwerks. Auf dem Tonträger wird die zum Beginn der hellenistischen Zeit übliche Aussprache realisiert und ganz bewusst nicht die Aussprache, wie sie um 100 n.Chr. (also zur Abfassungszeit der Referenztexte) üblich war. Der Autor begründet einleuchtend, dass für diese Entscheidung pädagogische Gründe bestimmend waren: Um 100 n.Chr. „hatte sich die Aussprache des Griechischen sehr weit von der Orthografie entfernt, viele Diphthonge waren mit einfachen Vokalen zusammengefallen“ (14). Eine Ausnahme von diesem Prinzip wird zugelassen: Die Aspirata  $\phi$ ,  $\chi$  und  $\psi$  werden bereits als Frikata [f], [q] und [x] ausgesprochen. Der Autor empfiehlt, sich vor der Texterschließung mehrmals die Aufnahme der Texte anzuhören, um primär auf akustischem Weg den Sinn der Lektionstexte zu erfassen. Die CD erleichtert jedenfalls all denen, die sich im Selbststudium Griechischkenntnisse aneignen wollen, die Lernarbeit.

Insgesamt besticht das Lehrwerk „Polis“ durch den innovativen Ansatz, Altgriechisch wie eine moderne Fremdsprache mit der direkten Sprechmethode zu vermitteln. Zweimal findet sich im Buch die Illustration, die den Lehrer Christóphoros mit einem Schlüssel in der Hand vor einem Stadttor steht (11 und 198). Rico berichtet von seinen Erfahrungen, dass sich seine Schüler mit der von ihm

angewandten Methode Einlass in die griechische Sprachwelt verschaffen konnten. Es wäre reizvoll zu erproben, ob auch hierzulande Interessenten mit Hilfe von Buch und CD in den Bereich der Koiné erfolgreich eindringen könnten. Wer sich genauer über das „Polis“-Konzept informieren möchte, dem sei die Homepage <http://poliskoine.com> empfohlen.

**Bianca-Jeanette Schröder, Einführung in das Studium der lateinischen Literatur. Ein Arbeitsbuch** (Reihe „Narr Studienbücher“), Tübingen: Narr Verlag 2010 (VIII+200 S., ISBN: 978-3-8233-6562-4, € 19.90)

reinhard senfter



Auf knapp 200 Seiten versammelt die Autorin neun Kapitel und einen Epilog (S.165f.), der veranschaulicht, wie römische Bücher/Papyrusrollen zu enden pflegten (z.B. mit einer sphragis = Siegel, in der das Autor-Ich sich zur eigenen Person zu Wort meldet), weiters „Stichworte und Lösungen zu den Aufgaben“ (S.169–84),

einen Anhang über das „Analysieren und Verstehen ‚von-links-nach-rechts‘“ und ein Literaturverzeichnis, das auch KandidatInnen einer literarisch orientierten VWA (Vorwissenschaftlichen Arbeit) in die Hand gedrückt werden kann.

Was diese Einführung auch sonst für SchülerInnen interessant macht, ist (cf. S.1)

- die Tatsache, dass Techniken und Methoden für das Lateinstudium vorgestellt und eingeübt werden, die „in Proseminaren i.d.R. [in der Regel] bereits vorausgesetzt werden“ wie
  - die intensive und extensive Texterschließung
  - die Analyse der Gestaltung des Textes und der Sprache im Detail und im Ganzen
  - fachspezifische Grundbegriffe und
  - Basiskonzepte in einigen zentralen thematischen Bereichen
- der Arbeitsbuchcharakter der Einführung

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Der erste beginnt mit einem Kapitel zum Übersetzen, „ein Feld, das in bisherigen Einführungen stillschweigend ausgeklammert wurde“ (S.2) und übt dann Arbeitstechniken ein, „die dabei helfen können, dem Gedankengang und der Argumentation – sei es in

<sup>64</sup> Monique Goulet / Michel Parisse, Lehrbuch des mittelalterlichen Lateins für Anfänger, Hamburg 2010. Dazu vgl. die Besprechung von Gabriela Kompatscher, Latein Forum 72, 2010, 102f.

<sup>65</sup> Dieser Titel erinnert nicht zufällig an die wesentlich bekanntere Parallelpublikation „Sprechen

ausgewählten Passagen oder in ganzen Werken – zu folgen“. Teil 2 bietet eine Anthologie der römischen Literatur(geschichte) mit den zentralen Themenbereichen „Mythos“, „Drama“, „Philosophie“, „Geschichtsschreibung“ und Rhetorik und verzichtet dabei „schweren Herzens“ auf spätantike bzw. christliche Autoren, „da diese im Grundstudium i.d.R. kaum behandelt werden“ (S.2); bei jedem Abschnitt wird auf weiterführende Literatur verwiesen.

- Das erste der drei Kapitel von Teil I (S.7-26) enthält in ausführlicher und vertiefter Form das, was im Grunde auch an der Schule zum Thema „Übersetzen“ bewusst gemacht werden sollte: „Im Zentrum des Lateinunterrichts steht die Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche“ (S.7), so tönt es sinngemäß aus allen Lehrplänen für die Schule in deutschen Landen. Die Autorin geleitet straff und essentiell durch die Anforderungen und Gefahren des Übersetzungsvorgangs und schärft das Sensorium für den „Ritt über den Bodensee“, der das Übersetzen vom Lateinischen als „nächstem Fremden“ (U. Hölscher) zum Heimathafen der Muttersprache immer auch ist. Dazu findet sich – wie erwähnt – ein Anhang „Analysieren und Verstehen ‚von-links-nach-rechts‘“, der an drei sehr unterschiedlichen Textsorten (den vier Anfangsversen von „Pyramus & Thisbe“, BG 7, 89 und De officiis 2,2) zeigen will, dass man, „um Latein zu lesen, die Sätze nicht zuerst zerstören muss, indem man den Hauptsatz und das Prädikat herausucht und sich dann durch den Satz hindurchfragt, um am Ende wieder alles zusammensetzen wie bei einem Puzzle“, sondern es gehe tatsächlich auch so: „Wort für Wort, von links nach rechts und Zeile für Zeile“. Diese Vorgehensweise habe den Vorteil, „dass man die Informationen in der Reihenfolge aufnimmt, wie sie vom Verfasser vorgesehen sind, und dass man merken kann, dass Latein eine ‚normale‘ Sprache ist und kein extremes Puzzle“ (S.185). Voraussetzung dafür ist aber nicht Glück beim Raten, sondern – und das wird uns die Autorin zu Recht noch öfters einschärfen und wir können es uns und unseren SchülerInnen auch wieder einmal bewusst machen:

- sichere Kenntnisse in der Formenlehre
- kontinuierlich wachsender Wortschatz
- Bereitschaft zum Nachschlagen
- Interesse am Inhalt des Textes
- Zeit und Geduld
- Übung und zunehmende Routine

Die Autorin betont, dass „antike Texte nicht leicht zu verstehen sind“ und über sie zu reden sollte man erst anfangen, „wenn man den Text, der in-

terpretiert wird und über den in der Forschung gestritten wird, gründlich gelesen hat und gut genug kennt. Dafür reicht es nicht, eine Zusammenfassung des Textes gelesen zu haben; es reicht auch nicht, den Text einmal schnell ‚überfliegen zu haben‘“ (S.28). Der/die nun schon fast ausschließlich mit leichtfertig durch die Neue Unübersichtlichkeit zappenden digital natives konfrontierte Lehrende fühlt mit und ahnt: Bianca-Jeanette Schröder spricht aus Erfahrung! Und ihrer unzeitgemäß-spartanischen Pädagogik entspricht das rundum betont nüchterne Layout des in schwarz-gelb gecoverten „Arbeitsbuches“ – ohne Bilder, Farben und auflockernde Optik.

- Das zweite und längste Kapitel von Teil I (S.27-64) trägt den schlichten Titel „Lektüre“. Die Fragen, die man sich vor der Lektüre stellen sollte, betreffen „Autor und Werk“, wozu auch Grundkenntnisse in Überlieferungsgeschichte und Textkritik zählen. Um „Inhalt und Aufbau“ lateinischer opera in Angriff nehmen zu können, entwickelt die Autorin zunächst „Leitfragen“, die von der jeweiligen Textsorte (Ciceros Laelius, dem ersten Aeneis-Buch bzw. Ovids Metamorphosen im Gesamtüberblick) abhängig gemacht und dieser angemessen werden; sodann wird anhand kürzerer (Tibull- bzw. Seneca-)Texte das „Einlesen“ geübt, bevor uns die Autorin die textlinguistisch orientierte „Intensive Lektüre“ eines Plinius-Briefes, einer Passage aus Laelius de amicitia (S.26-29) und dem zweiten Brief aus Horazens erstem Epistelbuch vorexerziert. An die Demonstration schließen sich Übungsbeispiele an, deren Lösungen im erwähnten Anhang „Stichworte und Lösungen zu den Aufgaben“ zu finden sind. Gerne folgt man der Autorin auf ihrem Weg durch die Komplexität und Schönheit der Texte, denen sie – wie mir scheint – ausgewogene Übersetzungen manu propria beigefügt hat, gemäß ihrer Devise, sowohl „antike Patina“ als auch „Pedanterie“ und literarische Ambitionen zu meiden. Dies als einen „möglichst neutralen“ Übersetzungsstil (S.3) zu bezeichnen, wie es die Autorin selbst vorschlägt, wird der Sache nicht gerecht, evoziert der Terminus doch eher Farblosigkeit und die Scheu, Stellung zu beziehen. Das Gegenteil ist wahr: Schröders Wiedergabe löst sich aus den Fesseln des Originals und lässt es doch transparent werden, was die Beispielseite (zu einem Pliniusbrief) im Anhang illustrieren möchte.

- Der Metrik und Prosodik ist der erste Teil des dritten Kapitels „Metrische und sprachliche Analyse“ gewidmet (S.65-77). Neben dem zu erwartenden Grundrüstzeug werden drei Versmaße (Hexameter, Pentameter und Hendekasyllabus) genauer besprochen; der zweite Teil „Sprachliche

Gestaltung“ stürzt sich nicht sofort auf die „Terminologie der Stilmittel“ (S.84-86), sondern thematisiert am Beispiel Martials „Auffällige Formulierungen“ (S.79ff.), d.h. es wird zunächst geklärt, was bei welchem Autor bzw. welcher Textsorte jeweils als „auffällig“ oder „üblich“ gilt. Denn nur auffällige Abweichungen vom üblichen Sprachgebrauch können als stilistisch relevant in Betracht gezogen werden. Als Abschluss des Kapitels führt die Autorin – das Dargestellte und Erlernte anwendend – vor, „welche Arbeitsschritte bzw. Beobachtungen mindestens vonnöten sind, um eine Passage aus Ovid sinnvoll zu lesen und zu erfassen (um sich in weiteren Schritten dann wissenschaftlich damit auseinandersetzen zu können). Es wird schrittweise, d.h. Distichon für Distichon vorgegangen. Es soll eintrainiert werden, Wörter und Begriffe nachzuschlagen und Beobachtungen zu Grammatik, Syntax, Stil, Metrik, Textverlauf und zur Übersetzung zu machen“ (S.86). Auf den neun folgenden Seiten liegt uns nicht nur eine Musteranalyse von 35 Versen aus dem zweiten Buch der Fasti, sondern – wenn ich recht sehe – auch der „Erwartungshorizont“ einer möglichen VWA in nuce vor (cf. die beiden betreffenden Seiten im Anhang).

Teil II umfasst die Kapitel 4-9 und bietet anhand von Textausschnitten Einblicke

(1) in grundlegende Parameter römischer Literatur wie: das Verhältnis zur griechischen Literatur, die Dichtungsreflexion, die Formen der Darstellung – herausgegriffen werden Dialog, Lehrgedicht und Brief – sowie den Literaturbetrieb und das Buchwesen (S.101-16)

(2) in den „Mythos“, die „Allgegenwart mythischer Stoffe“, die „Mythenkritik“ (S.117-24), die „Funktionen mythischer Anspielungen“, wenn z.B. Ovid sich in der Exildichtung mit Odysseus vergleicht oder in Martialepigrammen mythische Figuren aufgeboden werden, und die „Rezeption“, zu der sich – wie bekannt – ergiebige Links auf der Internetseite „KIRKE“ finden.

(3) in das römische Drama (125-30)

(4) die römische Philosophie (131-45) und – last but not least – in die

(6) „Rhetorik“, vor der

(5) noch die Geschichtsschreibung des Livius ausführlich zu Wort kommt, zumal sein Erstes Buch viele Figuren und Episoden enthält, die in der römischen Literatur thematisiert und in späterer Literatur und Kunst stark rezipiert wurden. Wen und was sollten die angehenden StudentInnen nach dieser Livius-Lektüre kennen bzw. davon „das Wesentliche knapp in Worte fassen können“ (S.156)?

Antwort:

- Aeneas – Turnus – Latinus – Lavinia
- Numitor – Amulius – Rea Silvia – Romulus und Remus
- Gründung Roms – Tod des Remus – Asylum – Tod des Romulus
- Hercules und Cacus
- Raub der Sabinerinnen – Tatius – Tarpeischer Felsen – Mettius
- Curtius (Lacus Curtius)
- Horatii et Curiatii – die Schwester des Horatius
- Lucumo – Tanaquil – L. Tarquinius Priscus – Flammenzeichen an Servius Tullius
- Söhne des Ancus Martius – Ermordung des Tarquinius Priscus
- Söhne des Tarquinius Priscus und die Töchter des Servius Tullius
- Tarquinius Superbus – Sextus Superbus – Collatinus – Lucretia – Brutus

Riten : Kriegserklärung durch Fetialen – Befragung von Auguren – Schließung des Janus-Tempels

Orte (als Namen wiedererkennen können): Alba Longa – Cures – Veii – Fidenae – Tarquinii – Ardea – Gabii

Völker/Bewohner von Städten (als solche erkennen können): Rutuli – Aequi – Sabini – Fidenates – Veientes – Tusci

Wie erwähnt, versteht sich Teil II als „kleine Anthologie“, die den StudentInnen Appetit auf eine möglichst breite „eigene Lektüre“ machen soll. Die Lust am Text wird sich – so glaube ich – einstellen, auch wenn das von der Autorin für viele lateinische Texte gewählte „spezielle Layout“ – es werden zwischen Wörter und Wortblöcke größere Spalten als üblich eingefügt (cf. Anhang 1), um das Lesetempo zu drosseln und die Angst vor der „unübersetzbaren Buchstabenwüste“ (S.3) in Grenzen zu halten – nicht allen das Lesen erleichtern wird, sondern wenigstens den Rez. bisweilen irritiert hat. Dies kann aber den gelungenen Gesamteindruck nicht trüben: Wer sich entschlossen hat, das Lateinische universitär zu betreiben, wird hier ohne bunte Pädagogik und das heißt ohne falsche Vorspiegelungen von dem, was ihn/sie erwartet, auf ein breites Forschungsfeld eingestimmt und sanft, aber bestimmt zur Selbstertüchtigung motiviert, wenn, ja wenn er/sie bereit ist, den professionellen Vorgaben der Autorin und dem hohen Anspruch, den lateinische Texte an sich erheben, diszipliniert Folge zu leisten.

## ANHANG

Plinius, *epist.* 7,26

C. Plinius Maximo suo s. - Lieber Maximus !

Nuper	me	cuiusdam amici	languor	admonuit
optimos	esse	nos, dum	infirmi	sumus.

*languor me admonuit* + Acl | *dum* + Ind. Präs.: »während« (gleichzeitig, gleich lange Dauer beider Handlungen)

Neulich hat mir die Krankheit eines meiner Freunde deutlich gemacht, dass wir Menschen am besten sind, wenn wir krank sind.

→ Der Briefschreiber P. hat an einem kranken Freund (*amici languor*) etwas beobachtet, das er verallgemeinert (*nos; sumus*). Offenbar geht es weniger um den konkreten Freund - sein Name wird nicht genannt (*cuiusdam*) - als um die Beobachtung. Diese Beobachtung klingt paradox: Man sei am »besten« (*optimos nos esse*), wenn man krank sei (*dum infirmi sumus*). Im Folgenden erwartet man eine Erklärung für dieses Paradox.

Quem enim	infirmum	aut avaritia	aut	libido	sollicitat?
-----------	----------	--------------	-----	--------	-------------

*infirmum*: prädikativ | *infirmum* wird aus dem ersten Satz wieder aufgenommen

Denn wen würde entweder Geldgier oder Liebesverlangen in Unruhe versetzen, wenn er krank ist?

→ Die Beobachtung wird damit begründet (*enim*), dass ein Kranker weder *avaritia* noch *libido* kennt (formuliert als rhetorische Frage). Damit fallen zwei zentrale Schlagworte aus dem Themenbereich »Charakter, Tugenden, Fehler und Laster« (*mores, virtutes, vitia*; siehe dazu S.149 ff.).

(§ 2) non	amoribus	servit,	non	appetit	honores,	opes	neglegit
et	quantulumcumque	ut	relicturus	satis	habet.		

*quantulumcumque* ist Akk. Obj. zu *satis habet* | *ut relicturus* (Partizip Futur Aktiv) »wie/ als einer, der zurücklassen wird«

Der Kranke ist kein Sklave der Liebe, er strebt nicht nach Ehren, er hält Vermögen für unwichtig, und er hält ganz wenig für genug - da er es ja sowieso vererben wird.

→ Es wird weiter ausgeführt, wie der Kranke sich nicht verhält: Liebe (*amores*), Ehre bzw. Ehrenämter (*honores*) und Geld (*opes*) sind ihm nicht wichtig.

Die Aufzählung wird abwechslungsreich gestaltet: verneint wird zweimal durch *non* + Verb, einmal durch das Verb selbst (*non servit, non appetit, neglegit*); die Reihenfolge von Verb und Objekt wechselt: Chiasmus von Verb + Objekt zwischen erstem und zweitem und zweitem und drittem Glied. Der letzte Aspekt - Vermögen - wird weiter ausgeführt: Da der Kranke befürchten muss zu sterben, ist ihm ganz wenig genug (*quantulumcumque satis habet*), da sein Geld sowieso an die Erben übergehen wird (*relicturus*).

Zur besseren Übersicht sind einige wichtige Arbeitsschritte hier einmal kategorisiert worden; damit soll aber weder ein festes Schema noch eine feste Reihenfolge des Vorgehens festgelegt sein. Natürlich gehen beim Übersetzen und Analysieren verschiedene Schritte ineinander über oder laufen gleichzeitig ab - z. B. metrische und grammatische Analyse.

1. Vor dem Übersetzen  
L: Informieren Sie sich in einer Literaturgeschichte über den Verfasser und das konkrete Werk
- 2a. Beim Übersetzen nachschlagen (und einprägen):  
V: Vokabeln  
E: Eigennamen (Mythos, Geschichte) F: Formen (evtl. Besonderheiten)

- R: Realien (Gegenstände, Institutionen etc.)
- 2b. Beim Übersetzen beobachten:  
G: Grammatik  
Ü: Übersetzung Sy: Syntax  
M: Metrik  
St: Stilistik  
I: Inhalt paraphrasieren
3. Nächste Schritte  
Z: Einordnung der gelesenen Passage in den weiteren Zusammenhang  
K: wissenschaftlichen Kommentar benutzen  
T: weitere Texte lesen (Original- und Forschungsliteratur)

Zur besseren Übersicht sind einige wichtige Arbeitsschritte hier einmal kategorisiert worden; damit soll aber weder ein festes Schema noch eine feste Reihenfolge des Vorgehens festgelegt sein. Natürlich gehen beim Übersetzen und Analysieren verschiedene Schritte ineinander über oder laufen gleichzeitig ab - z. B. metrische und grammatische Analyse.

1. Vor dem Übersetzen  
L: Informieren Sie sich in einer Literaturgeschichte über den Verfasser und das konkrete Werk
- 2a. Beim Übersetzen nachschlagen (und einprägen):  
V: Vokabeln  
E: Eigennamen (Mythos, Geschichte) F: Formen (evtl. Besonderheiten)  
R: Realien (Gegenstände, Institutionen etc.)
- 2b. Beim Übersetzen beobachten:  
G: Grammatik  
Ü: Übersetzung Sy: Syntax  
M: Metrik  
St: Stilistik  
I: Inhalt paraphrasieren
3. Nächste Schritte  
Z: Einordnung der gelesenen Passage in den weiteren Zusammenhang  
K: wissenschaftlichen Kommentar benutzen  
T: weitere Texte lesen (Original- und Forschungsliteratur)

**Weitere Schritte**

1. **Kommentar benutzen:**  
Franz Bömer, *Die Fasten*, Bd. II Kommentar (Heidelberg 1958)
  - Klären Sie anhand des Kommentars folgende Fragen:
    - welche verschiedenen Funktionen hatte eine *corona* in der Antike?
    - An welchen Stellen innerhalb der römischen Literatur ist ebenfalls vom »Schwanengesang« die Rede?
    - Finden sich in den *Fasti* außer »[*ide maius*« weitere Formulierungen, mit denen sich der Erzähler vom Erzählten distanziert?
    - Ist die Zahl der Sterne im »Delphin« in der antiken Literatur eindeutig belegt?
2. **Forschungsliteratur benutzen**
  - Lesen Sie folgenden Aufsatz: Tarnas Gesztelyi, *Arion bei Ovid*, *Acta Classica Debrecenensia (ACD)* 10 / 11, 1974/5, S.65-73, und beantworten Sie folgende Fragen:
    - Welche These(n) vertritt der Autor mit welchen Argumenten?
    - Finden Sie das überzeugend oder nicht? Warum?  
T: antike Texte zum Vergleich (vergleichen Sie die verschiedenen Fassungen):  
Herodot 1,23-24.  
Hygin, *fabulae*. 194 (Arion) .  
Informieren Sie sich wie immer vorher über die Autoren und Werke.

**Alle guten Seiten.**



**100 JAHRE**



**TYROLIA**

Alles Buchbar auf [www.tyrolia.at](http://www.tyrolia.at)